



Die Zukunft.

Berlin, den 8. September 1900.

Götter, Helden und Waldersee.

Charon: Viele sind es diesmal einstweilen noch nicht. Aber was für merkwürdige Münzforten findet man zwischen den Lippen! Dollars, schäbige Sixpencestücke, Rubel, Francs, Lire und Zens. Der Plutos mag wissen, was diese Oboloserte werth ist! Bin mit den Peseten damals schön reingefallen. Deutsche scheinen unter den Passagieren gar nicht zu sein.

Hermes: Die sind zu spät gekommen, zu ihrem Heil. Wir haben Leichen genug. Und schon schwingt die Pest über Europa ihre schreckende Geißel. Kein Wunder bei dem lebhaften Verkehr mit Ostasien. Schlechte Aussichten aber für den Handel. Spute Dich, Sohn der Nyx! Ungesundes Klima hier. Und ich muß heute noch die Frachtenbilanz fertig machen.

Charon: Was ist oben denn eigentlich los? Bei meinem langweiligen Geschäft ist man nie auf dem Laufenden.

Hermes: Die alte Geschichte: Hader und Streit um Macht und Güter. Die Weißen, denen der Raum zu eng wird, sind ins Land der Gelben eingebrochen und die Gelben suchen sich ihrer nun zu erwehren, — auf ihre bekannte Weise natürlich, mit grausamster, Menschenleben und Menschenwürde nicht achtender Tücke. Das hat der Kreislauf der Jahre oft schon gesehen. Jetzt war es besonders schlimm, weil die Weißen mit ihren eigenen Waffen die Gelben zu wirksamer Kampfkunst gerüstet haben und weil, wie es leider ja Mode geworden ist, allerlei unsinnige Nachrichten mit Blitzesschnelle verbreitet werden. Denen haben manche weiße Machthaber geglaubt und nun zeigt sich, daß die Dinge ganz anders liegen. Uneinigkeit unter den Weißen mußte die Folge sein. Von den Völkern, die

eben noch prahlend von gemeinsamen Idealen schwanken, denkt jedes nur an sich, will jedes von der Beute einen möglichst großen Theil an sich reißen. Die meisten wittern auch schon, daß allzu scharfes Vorgehen ihnen die Profitaussichten sperren könnte. Es sieht mit dem Weltfrieden böse aus; und wenn es so weiter geht, kannst Du tüchtige Arbeit bekommen. Aber nun sink, Crebide! Ich habe mehr zu thun, als mich hier über Politik zu unterhalten!

Bismarck: He! Hol über!

Charon: Bist Du auch wirklich tot? Seit ich mich verleiten ließ, den lebendigen Herakles in meinen Kahn zu nehmen, und dafür ein Jahr Ketten bekam, bin ich ein Bißchen ängstlich geworden.

Bismarck: Der Kerl macht Umstände wie Pinnow, wenn ich gegen Schweningers Vorschrift eine zweite Halbe Noët verlangte... Viest Du denn keine Zeitungen, Einheitscher der Götterfraktion? Sonst müßtest Du doch längst wissen, daß ich so tot wie möglich bin, ganz überlebt und überholt, altes Eisen. Tummle Dich: wir Alle, die 'rüber wollen, sind tot!

Hermes: Der Mann lügt nicht. Ich kenne ihn. Meine Handelsleute lieben ihn nicht. Aber tot ist er wirklich. Und auch die Anderen leben nicht mehr. Schürze Deinen Schifferkittel und hole sie über, ehe der Riese im schwarzen Gewand unangenehm wird. Er kanns werden. Doch dann schnell vorwärts! Die Abendkurse müssen längst schon gemeldet sein.

Bismarck: Man muß sich mal hier unten umsehen. Vielleicht kommt ein Inspirirter des Weges. Von oben ist kein klares Bild zu erkennen. Schade, daß ich nicht le cœur léger habe, wie meine besser in die Zeit passenden Kollegen, und immer noch an dem offenbar ganz veralteten Glauben hänge, daß Politik treiben voraussehen heißt. Mir scheint, was nun geschieht, war leicht vorauszusehn. Ich lese jetzt ja sehr häufig, eigentlich hätte ich nach 70 nichts mehr geleistet und obendrein noch das ganz dumme Wort vom saturirten Staat gesprochen; erst seit meiner Entlassung sei ein frischer Zug in die Sache gekommen, denn ich sei zwanzig Jahre eben kein Mehrer des Reiches gewesen. Mag sein; ein Renommirer des Reiches war ich jedenfalls nicht. Auch fehlte mir immer die power without responsibility, die mein alter Feind Gladstone so eifrig erstrebte und die heute wieder recht beliebt geworden zu sein scheint. Ich nahm es mit der Verantwortlichkeit sehr ernst, gab mich nie damit zufrieden, daß ich die Unterschrift des Monarchen in der Mappe hatte, und mir wurde vor 64, 66 und 70 das Leben recht sauer gemacht, so sauer, daß der Efel vor dem Homingeruch mich immer öfter in meine Wälder trieb. Die Weltkarte — unter ‚Welt‘ thut mans heute nicht — haben

die drei Kriege ja nicht gerade wesentlich verändert, aber den Deutschen haben sie schließlich doch ganz schöne Erfolge gebracht und mir schien Deutschlands Zukunft damals in Europa und auf dem Lande zu liegen. Jetzt weht ein anderer Wind. Auf das *quieta non movere* wird kein Werth mehr gelegt. Probiren geht über Studiren; und wir werden ja sehn, was draus wird. Ganz so schnell, wie ungeduldige Nachbarn annehmen, kann das Deutsche Reich nicht ruinirt werden. Aber ich habe einige Sorge, ob dem glorreichen Sommer jetzt nicht ein harter Winter des Mißvergnügens folgen wird. Das Schlimmste ist, daß man nicht weiß, an wen man sich halten soll. Unsere strebsamen Herren rechts und in der Mitte hätten sich gewiß beeilt, gegen angemessene Entschädigung jeden Bedarf an Feigenblättern zu befriedigen, aber man hat sie gar nicht erst bemüht. Krieg ohne Kriegserklärung, Krieg ohne Reichstag! Wenn ich, dem in internationaler Politik Erfahrung und eine sichere Hand doch selbst von Richter nicht abgesprochen wurde, solche Dinge riskirt hätte: die alten Fortschrittsweiber hätten mich mit nassen Scheuerlappen totgeschlagen. Heutzutage gehts. Vielleicht eben, weil kein greifbarer Träger der Verantwortlichkeit da ist und jede der nicht ganz radikalen Fraktionen den ohne ministerielle Deckung im Vordergrund stehenden Monarchen eines Tages doch noch als Hospitanten begrüßen zu können hofft. Hohenlohe... Ich habe ihn nie für einen starken Politiker gehalten, nicht mal mehr für Straßburg stark genug, und habe ihn während seiner ersten Kanzlerzeit dann immerhin noch überschätzt. Klar wurde mir seine *Baleur* erst, als er in Friedrichsruh nicht zu stöhnen aufhören wollte, wie furchtbar schwer das Lied doch zu blasen sei. Mir fiel dabei ein, wie ich vor 48 mal in eine Liebhabervorstellung geschleppt und wie mir von einer Tante des stotternden Romeo nach jeder Szene zugeflüstert worden war, der Junge gebe sich alle Mühe, aber es sei so entsetzlich schwer. Madame, sagte ich endlich, dann hätte er die Rolle lieber nicht übernehmen sollen... Aber ich hielt Hohenlohe stets für einen Gentleman und kann mir auf seine Effacirung keinen andern Vers machen als den: seine Theilnahmlosigkeit, die ja von der ersten Stunde an unverhüllt sichtbar war, soll publice zeigen, daß er mit der ganzen asiatischen Geschichte nichts zu thun haben will. Ich hätte es, bei anderer Auffassung politischer Pflichten, anders gemacht und in dem Augenblick, wo ich die Verantwortung nicht mehr tragen konnte, meinen Abschied genommen. Das ist am Ende Geschmackssache. Aber er betrachtet sich wohl kaum noch als im Amt. Daher auch Werki. Und Bülow? Ich habe nicht den Eindruck, daß er in der letzten Zeit eine glückliche Hand gehabt hat; trop de zèle und zu viel Rednertemperament für politische Ge-

schäftsführung großen Stils. *Primo loco* habe ich nach ihm aber nicht zu fragen und rege mich deshalb nicht darüber auf, daß auch er sich während der kritischsten Tage absentirt. Staatssekretäre regiren bei uns nach der Verfassung nicht und es ist gleichgültig, ob sie sich wichtig machen oder sich als Manager fühlen. Sie bleiben erste Vortragende Rätthe und sind, auch wo sie im abgegrenzten Ressort den Kanzler vertreten, nur dem Vorgesetzten verantwortlich. Staatssekretäre sind schließlich nicht mal verpflichtet, Nein zu sagen; sie können, wenn sie es mit Ehre und Reputation vereinbar finden, einfach auf Kommando Ordre pariren. Nur von dem ersten Beamten des Reichs verlange ich mehr als solche Troupiertugend.

Caprivi: Wenn Euer Durchlaucht etwa auf mich zielen . . .

Bismarck: Herr General, Sie wissen, daß ich seit dem Tage, wo Sie mir die Ehre erwiesen, das Wort an mich zu richten, Sie nie in die Verlegenheit gebracht habe, mit mir über Politik sprechen zu müssen. Auch jetzt lag der Gedanke an Ihre episodische Beschäftigung mit dieser Kunst mir fern.

Caprivi: Das freut mich aufrichtig. Ich wäre in der Lage, manches Mißverständniß aufzuklären und zu beweisen, daß ich mir Eurer Durchlaucht Unwillen wiederholt durch Handlungen zugezogen habe, an denen ich im Grunde ganz schuldlos war. Andere aber, die nicht in solcher Zwangslage waren wie ich . . . Nicht ich habe gesagt: „Auch Eurer Majestät erlauchter Ahnherr wäre nicht Friedrich der Große geworden, wenn er neben sich einen allmächtigen Minister geduldet hätte!“ Da saß ich noch still und ahnunglos in Hannover. Aber Graf Waldersee . . .

Moltke: Nicht untüchtig!

Caprivi: Mag sein. Der Herr Feldmarschall hat nicht allen Mitarbeitern an seinem Werke das selbe nachsichtige Wohlwollen geschenkt. Und auch Euer Durchlaucht haben, trotz den früheren Frictionen, mit dem Kommandirenden des neunten Corps von 91 an ja freundschaftlich verkehrt.

Bismarck: Freundschaftlich? . . . Mir ist, als ob mein alter Freund, der Gesichtschmerz, mich auch hier noch auffuchen wollte. Als Leszczynski weggeschickt wurde — wie man allgemein glaubte, weil er sich zu gut mit mir gestellt hatte — und Waldersee kam — wie ich annahm, um mich aus der Nachbarschaft bequem zu überwachen —, konnte nichts mich hindern, Höflichkeiten höflich zu erwidern. Verfeindet waren wir nicht. Seinen Versuch, den damaligen Prinzen Wilhelm für eine kirchlich-politische Richtung stoecckercher Couleur in Anspruch zu nehmen, hatte ich decidirt, aber ohne persönliche Spitze zurückgewiesen; außerdem mir verboten, daß der

Generalstabschef sich ohne mein Wissen diplomatische Berichte aus Paris schicken ließ und so die Möglichkeit hatte, meine ihm vielleicht zu ruhige Politik beim König zu kontrarrire. Unsere Ansichten über die Nothwendigkeit kriegerischer Auseinandersetzungen mit West und Ost waren wohl immer verschieden. Ich habe die Zumuthung, der Vorsehung in die Karten zu gucken stets abgelehnt und hätte nur einen im Drang äußerster Nothwehr begonnenen Krieg vor der *salus publica* verantworten können. Unsere hitzige Militärpartei fand alle paar Jahre, jetzt sei zum Vorschlagen der günstigste Moment und den könne nur ein alter Esel wie ich verpassen. Gerade fähigen Militärs wird die ‚schlafte Friedenszeit‘ des englischen Richard leicht lang und sogar an unserm verehrten Marschall hier habe ich manchmal Spuren eines gewissen Blutdurstes bemerkt. Nun erst Leute von noch ganz ungefüllter Applaussehnsucht! Wer weiß, ob ich als Nachfolger Moltkes, also in einer Stellung, wo jeder im Feld Unerprobte eine schlechte Figur macht, mir nicht auch einen Zweifrontenkrieg zum Geburtstag gewünscht hätte! Jedenfalls lag nichts vor, was mich veranlassen konnte, dem General, der sich als Gast melden ließ, die Thür meines Wohnzimmers zu verschließen. Friedrich der Große? Du lieber Gott! Daß Waldersee mir nicht besonders gewogen sein konnte, habe ich nie bezweifelt und mehr als einmal das Gefühl gehabt, er wolle nachsehn, ob für einen schicklichen Kranz die Stunde noch nicht gekommen sei. Er hat sich einen starken Bethätigungsdrang erhalten und ich glaube, daß er heute noch an den Kanzler denkt; als Uebergang hatte er lange den strasburger Posten ins Auge gefaßt. Wir wußten, was wir von einander zu halten hatten, und haben, ohne je ein intimes Wort zu wechseln, auf dem Fuß wohlzogener Menschen verkehrt. Ich war aus langer amtlicher Thätigkeit daran gewöhnt, bei Tisch, wenn es sein mußte, Jagd- und Ballgeschichten der insipidesten Art zu erzählen; außerdem sorgten Armeefragen und gemeinsame hamburger Bekannte dafür, daß der Stoff niemals ausging.

Moltke: Der jetzige Feldmarschall spricht gut!

Bismarck: . . . Ja; wie ein nicht ganz ausgewachsener Miquel in Uniform. Auf keinen Fall kann man nach seinen letzten Leistungen sagen, daß er Cuer Excellenz kopirt und nach dem Ruhm eines großen Schweigers strebt. Eher könnte man eine gewisse Aehnlichkeit mit Wrangel finden. Ich habe im Punkte der Bahnhofsreden ja auch Manches gefündigt, aber doch erst, als meine Dienste nicht mehr beansprucht wurden. Jetzt habe ich oft den Eindruck, daß die eloquenten Franzosen uns angesteckt haben. Wo ist der preussische General hingekommen, der die Hand an den Helm legte und höch-

stens an Königs Geburtstag den Mund zu einer Rede öffnete? Und auch dann gabs selten mehr als drei forsche Sätze, die man nicht genau ansehen durfte. Heutzutage werden uns ganze Leitartikel vorgetragen. Hoffentlich schadet's der Schlagfertigkeit nicht, wie anno Olivier-Mac Mahon.

Caprivi: Der Herr Oberkommandirende in China . . .

Bismarck: In Petchili! Das ist ein Unterschied.

Caprivi: . . . in Petchili hat seinen Stil in nahem Verkehr mit Journalisten geschult. Die Herren von Hammerstein und Normann-Schumann wußten, was sie ihm schuldig waren. Bei dem Einen sollens hunderttausend Mark, bei dem Anderen im Lauf der Jahre nicht viel weniger gewesen sein. Auch jetzt hat er, außer der Dienerschaft für die sieben Zimmer seines Asbesthauses und dem Koch mit zwölftausend Mark Gehalt, ja ein Preßbureau bei sich. An Nachrichten wird es also nicht fehlen. Diese enge Beziehung von Soldaten und Zeitungschreibern war mir immer bedenklich. Reden verhallen schnell; wenn ich auch sagen muß, daß die Beteuerung, nie, unter keinen Umständen, einen Befehl zum Rückzug zu geben . . .

Moltke: Sollte niemals gesagt werden!

Bismarck: Ganz einverstanden. Aber warum wollen wir uns bei Kleinigkeiten aufhalten? In unserer Zeit muß jeder Ehrgeizige mit der Presse arbeiten; die Art richtet sich nach dem persönlichen Reinlichkeitsbedürfniß. Unbedachte Worte sind nichts Seltenes mehr; und den ganzen Apparat von Photographen, Kinematographen, Interviews und Requisiten Schilderung würde ich schließlich mit in den Kauf nehmen, wenn ich nur wüßte, wohin die Reise gehen soll. Jedem meiner Landsleute gönne ich, daß er gut aufgehoben ist, gut zu essen und zu trinken hat, und mehr als jedem Anderen einem General von fast siebenzig Jahren, der es auf dieser unsauberen chinesischen Galeere aushalten soll. Viel Freude wird er da nicht erleben und ich wünsche ihm allen geistlichen und weltlichen Trost. Schon im Interesse unseres Ansehens. Ich halte es für einen außerordentlichen Fehler, daß wir den Generalissimus stellen — wir haben politisch da unten wenig zu suchen und hätten von ausgiebigen Ueberläßern der Anderen den sichersten Vortheil gehabt —, kann aber nun, da er leider ernannt ist, als Deutscher nicht wünschen, daß er eine schlechte Rolle spielt. Wir haben Unannehmlichkeiten genug gehabt. Die Interpellation im englischen Unterhause, ob man nach dem Pardonverbot von höchster Stelle noch daran denke, Ihrer Majestät Soldaten dem deutschen Kommando unterzuordnen, Uchtomskijs bössartige Artikel, die ohne besonderen Wink kein Censor durchgelassen hätte, die wieder-

holten Zurechtweisungen im russischen Reichsanzeiger, der Spott aller Wigblätter der Erde: in den achtziger Jahren hätte man es für unmöglich gehalten. Unsere Aufgabe war, die Gesandten zu befreien. Das wurde, weil die Jahreszeit einem Vormarsch auf Peking ungünstig sei, gar nicht versucht, in dem Corps, das die Europäer mühelos entsetzte, war kein einziger deutscher Soldat und unverschämte Pariser können mit einem Schein von Recht aus dem Gendarmenchor citiren: *Mais par un malheureux hasard nous arrivons toujours trop tard. Oder trop tôt, was manchmal noch schlimmer ist.* In der Politik darf man weder zu spät noch zu früh kommen; man muß warten können und, wenn die Stunde schlägt, zur Stelle sein. Den Luxus der Nervosität darf der politische Geschäftsmann sich höchstens in seinen vier Wänden und allensfalls noch bei Rednerturnieren gestatten.

Moltke: Auch da nicht; sonst wird er geistreich.

Bismarck: Lieber Marschall, ich habe nur einmal von Ihnen einen Wig gehört. An dem Abend, wo ich Ihnen sagen mußte, daß es gegen die Franzosen losgehe, drehten Sie sich nach unserem kurzen, sehr ernstem Gespräch noch in der Thür um und riefen: „Eine Rheinbrücke soll übrigens schon gesprengt sein.“ Auf meinen erstaunten Blick setzten Sie hinzu: „Sie war auch furchtbar staubig“ und gingen ab. Seitdem habe ich vor Ihren wigigen Anwandlungen eine gewisse Scheu. Die jetzige Situation muß Ihnen sehr bedenklich erscheinen. Und ich fürchte, Sie sind wieder im Recht. Der allgemeine Wunsch, sich zurückzuziehen und uns die Suppe allein ausessen zu lassen, ist, trotz der officiösen Vertuschung, nicht zu verkennen. Der Oberbefehl, gegen den man sich nicht gut sträuben konnte, wird thatsächlich nicht viel bedeuten und uns früher oder später Verlegenheiten bringen, schon weil er in Frankreich und Rußland als Demüthigung empfunden wird. Eine Entschädigung könnte nur das vermehrte Prestige bieten; und das gönnen die Anderen uns natürlich nicht, weil sie meinen, in einem auch nur scheinbar allen europäischen Contingenten befehlenden deutschen Generalissimus würden die Chinesen den Vertreter eines in Europa allmächtigen Deutschen Kaisers sehen. Deshalb möchten sie die Sache erledigen, ehe Waldersee kommt und seinen Valikaotag erlebt. Außerdem fragen sie sich vergebens, was da unten eigentlich zu holen ist. Die Russen grenzen mit sechstausend Kilometern an China, haben zwölfhundert Millionen chinesischer Anleihe garantirt und müssen dran denken, ihrer transsibirischen Bahn, in der über zwei Milliarden stecken, das mandschurische Terrain dauernd zu sichern. Sie haben gar kein Interesse daran, die Chinesen zu ärgern,

müssen sich im Gegentheil bemühen, sie bei guter Laune zu halten, und haben auch wirklich vom Peking- bis zum Cassini-Vertrag mit dieser Methode gute Geschäfte gemacht. Sie brauchen die Mandschurei als Pufferstaat und werden sie kriegen; vielleicht nicht gleich offiziell; ein Verhältniß wie zu den Balkanstaaten würde vorläufig genügen, da die Bahnverbindung nach Wladimirostol und Port Arthur die Hauptsache ist. Gefährdet kann der russische Einfluß nur werden, wenn sie in den Augen der Chinesen den Nimbus der stärksten Macht einbüßen. Daraus ergibt sich, mit welchen Gefühlen sie unter deutschem Oberbefehl sechten würden, — ganz abgesehen davon, daß unser Allerhöchster Herr nun auch noch öffentlich gesagt hat, er fasse die Uebertragung des Oberbefehls an einen deutschen General als eine allseitige Anerkennung unserer militärischen Leistungen auf. Seitdem ist die Verschnupfung akut geworden. Frankreich will in Tongking Ruhe haben und an dem russischen Faden mitspinnen und Nordamerika denkt, daß es zum Import und zu lohnenden Konzeptionen der Nächste ist. Ueberhaupt will Keiner den wichtigen Kunden gern kränken und die eben erst einigermaßen in Ordnung gebrachten chinesischen Finanzen bis zur Insolvenz zerrütten. Von Kreuzzugsidealen und ähnlichen schönen Dingen merke ich nirgends Etwas; der Himmel bewahre auch Europa vor der Konkurrenz von vierhundert Millionen neuer, modern gedrellter Christen! Daß England die Gelegenheit für günstig hält, um nach alter Gewohnheit zwischen Deutschen und Russen wieder einmal ein Feuerchen anzuzünden, wundert mich nicht; Salisbury könnte lachen, wenn er uns in asiatischen Fragen mit dem Zaren brouillirt hätte... Aengstliche Schüchternheit ist mir nie vorgeworfen worden, aber ich habe mich immer gehütet, diesen unausgetragenen weltgeschichtlichen Händeln zu nah zu kommen und so neue Reibungsflächen zu schaffen. Auch jetzt sehe ich kein lohnendes Ziel.

Caprivi: Darf ich darauf hinweisen, daß in den Zeitungen steht, es werde sich wahrscheinlich mehr um einen diplomatischen als um einen militärischen Oberbefehl handeln und deshalb sei Graf. . .

Bismarck: Das ist dummes Zeug. Als ob eine Großmacht Andere, von anderen Interessen Geleitete für sich verhandeln, sich zu Gunsten eines diplomatischen Dalailama ausschalten ließe! Sollten solche napoleonische Illusionen bei uns möglich werden, dann wünschte ich, noch lebendig zu sein, um, wie ich in Versailles in einer Minute des Unmuths drohte, meinen Stuhl mit hörbarem Ruck auf die linke Seite stellen zu können.

Charon: Zu Bett, meine Herren! Ich muß die Charoneia jetzt schließen. Lange genug habe ich Ihnen Zeit gelassen. Nun aber weiter!

An Friedrich Nietzsche's Bahre.*)

Zimmer noch bin ich Eurer Liebe Erbe
und Erbreich, blühend zu Eurem Gedächtnisse,
oh Ihr Geliebtesten.

Also spricht heute zu uns Parathustra.

Nun ist geschehen, was wir, die ihn liebten, längst gefürchtet haben. Das Schicksal spielt mit uns Irdischen, wie ein Riesenraubthier mit wehrlosen Lämmern; es vermag auch die Größten der Menschen zu zertreten. Jetzt hat es seinen letzten Prankenschlag nach ihm geschlagen, nach ihm, den es zuvor schon, ach, so oft getroffen hatte. Was es heute that, war nicht sein schlimmster Streich; und doch hätte Friedrich Nietzsche, der Einzig-Gütige, ihn hart genug empfunden, hätte er ihn noch kommen sehen können. Nicht um feinewilligen, — denn dieser Prophet des Jchs besaß wahrlich in allen Dingen des Lebens, die nicht sein Schaffen angingen, die Selbstlosigkeit, die seine Gegner, ihre Prediger, so unendlich oft nur im Munde führen; und er hätte wenig gefragt um das arme Ueberbleibsel eignen Daseins, das ihm noch allein geblieben war. Aber er hätte geklagt um Derer willen, die in Wahrheit das Opfer dieses Schlages ist, der edlen Frau zu Liebe, aus deren Schwesterhänden er den letzten Rest von Erden-, von Kinder- glück erhalten hat, der für ihn gering war und den doch nur ein reiches Herz verschenken konnte.

Doch wir, die wir an seiner Bahre stehen, würden wenig in seinem Geiste handeln, wollten wir selbst diese Stunde nur um ihn klagen. Weiter, Leben, weiter, würde er rufen, wenn seine Stimme uns noch erreichen könnte; wandert den Weg der Menschheit vorwärts, rastet auch Ihr nicht, die Ihr auf mich sahet, weilet nicht, so lange es Tag ist, werdet nicht müde, Euch u Größere, Stärkere umzuschaffen. Und Dies ist der einzige Trost, den wir der Gütigen, von dem Leide dieser Stunden ganz Zerschmetterten, der heute mehr genommen ist als Allen unter uns, geben können. Auch für sie heißt ihres Bruders Mahnung: Vorwärts, nicht umschauen, wirken und leben, sich leben, sich auswirken. Und ihr, der Liebenden, der Verehrenden, kann selbst am Tage dieser Schmerzen der Gedanke an solche klaglose Feier nicht unheilig scheinen; denn ihr Schaffen, ihr Sich-Leben würden nichts Anderes sein als: für ihn schaffen, für ihn leben. In der Zeit, da unser großer Toter unter der Krankheit schwach und klein geworden war, kam ihm von seiner Schwester alles Gute. Sein Geist war tot, aber es lebte doch nicht

*) Gedenkrede, gehalten zur Trauerfeier im Sterbehause zu Wilmars am siebenundzwanzigsten August 1900.

nur sein Leib, sondern auch sein Herz noch; und dem hat diese stets Getreue eben so viel Liebe erwiesen wie dem armen Erdenrest des Körpers. Das wird ihr unvergessen bleiben; und da sie mit allem Nießsche:Stolz, der ihr innewohnt, ihr Werk nie als herablassendes, thränenfeliges Mitleid, sondern als Freude spendenden Dienst ansah, ist es ihr an sich selbst Lohn genug gewesen. Und heute ist ihr wehester Schmerz, daß ihr jetzt dieses schönste, liebereichste Amt entzogen ist. Aber so hart es sie ankommen mag, davon zu scheiden: ihr bleibt ein anderes, zu dem sie eben so als Erste und Einzige berufen ist. Sie soll das Andenken ihres Bruders hüten und wehren, und wie sie seinen kranken Tagen nicht eine Pflegerin des Leibes nur, sondern meßt hoch *Des Verknüpfes war,* 16 ist sie heute und in Zukunft die Geschichtschreiberin nicht nur seines Geistes, sondern mehr noch seiner Seele. Von deren Werden und Wachsthum, von deren zartesten und tiefsten Falten weiß sie unfäglich mehr, als je ein Biograph unserer oder später Zeiten wird erkunden können. Und es ist gut gethan, wenn aus dieses Bruders Grabe noch Blumen schönen Schaffens wachsen.

Noch weniger sollen wir Anderen müßig gehen. Uns wird von diesem Trauertage an der gleiche Beruf, aus diesem nun vergangenen Leben, aus diesem nun vollbrachten Werk für uns — zuerst für uns, so wollte Er es und so ist es recht —, dann auch für Andere, all den Saft zu saugen, der uns dienen kann. Und wir haben auch an seiner Bahre nichts Anderes zu schaffen, als nach dem Maße seiner Größe zu forschen.

Sein Werk, seine Lehre, seine Worte, was sprechen sie zu uns in dieser Feierstunde? Sie waren das theure Gut, für das er den Preis eines von Leiden umfarrten Lebens zahlte. Und wenn der königliche Stolz ihrer hohen Forderungen auch diesem Pathos seines Schicksals zuletzt den Ursprung dankt: nie hat der Druck seines Unglücks auf seinem Schaffen gelastet, nie hat die Form oder den Inhalt seines Denkens auch nur ein Hauch von Trübheit und niederziehender Schwermuth angeflogen. Pessimist war er nur, so lange er gesund war, Das heißt: so lange er dem übermächtigen Einfluß eines großen Vorgängers erlag. Und wie Entgegengesetztes, wie Großes hat die Noth seines Leibes da gewirkt, wo auch seine Ueberkraft ihr nicht alle Macht über die Gestalt seines Denkens entziehen konnte! Aus dem Zwang seiner so oft von Krankheit durchbrochenen Arbeit heraus, aus dem Mißverhältniß zwischen seinem unbezähmbaren Schaffensdrang und der so immer schwerer zu meistern den Sprödigkeit des Stoffes ist ihm das Bruchstück, der ganz kurze, auf wenige Blätter, oft nur in ein, zwei Sätze gebannte Gedankengang, die natürliche, zuletzt nothwendige Form der Aeußerung geworden. Gewiß: der Einheit seines Gedankenbaues ist damit viel Eintrag geschehen und die augenblickliche Wirkung vieler Einzelerkenntnisse

ist dadurch geradezu aufgehoben. Es wird noch langer ordnender Arbeit bedürfen, ehe dieses Hinderniß überwunden wird. Aber für die Gestalt seines Schaffens, — welche herrliche Tugend hat er nicht aus dieser zuerst so qualvollen Noth gemacht! Doch weit, weit über diese Leistung hinaus führt die andere, ungleich höhere: Friedrich Nietzsche steht an den Pforten eines neuen Abschnittes unserer Sprachgeschichte. Er hat eine neue Prosa geschaffen, die einzige unseres Jahrhunderts, die sich an marmorner Schönheit mit der Goethe's vergleichen kann. Und sie hat zu Goethe's Plastik den sinnverwirrenden und trotzdem nie unmonumentalen Farbenreichtum gefügt, den sich Jean Paul auf den stillen Inseln seines sonst so bunt gekräuselten Sprach- und Gedankenmeeres abgerungen hat und den auch der friedvolle Stifter zuweilen erreichte. Er hat mit ihr in Wahrheit ein neues großes Gut in den geistigen Besitz des heute aufwärts strebenden Geschlechts gefügt. Denn obgleich sie weit weniger gefältelt dahin rauscht als die schwere Pracht des älteren Goethe, ist sie im Stande, das an Schattirungen sehr viel reichere Ausdrucksbedürfniß unseres, des mit Nietzsche anhebenden Zeitalters zu befriedigen. Er hat uns damit befreit von dem nicht immer guten Nachhall, den Schillers allzu starke Rhetorik viele Jahrzehnte hindurch gewedt hat, und von den falschen Lichtern, mit denen die fünfziger und sechziger Jahre ihre realistischen und im Grunde doch etwas theatermäßig aufgeputzten Sprachgemälde zu zieren pflegten. Und ist er so der Meister wissenschaftlicher, auseinanderlegenden Darstellung geworden, so ist er doch auch darüber noch hinausgedrungen: er hat in seinen Zarathustrahymnen ein Denkmal gehobener Rede geschaffen, zu dem die Geschichte unseres Schriftthums kein Seitenstück aufzuweisen vermag; und er hat in seinen Liedern den Reichtum der geistigen Farben mit strengem Stil so vorbildlich vereinigt, daß die neu heraufkommende Dichtung unserer Tage auf ihn mit dem selben Danke zurückschauen muß wie die bildenden Künstler gleichen Alters und gleicher Richtung auf Arnold Böcklin.

Aber was Anderen dies wahrlich nicht niedrig gesteckte Ziel ihrer Lebensleistung ausmacht, Das war für diesen König in der Rangordnung der Geister nur das Gewand eines noch reicheren Inhalts. Denn wir Forscher dürfen doch nicht auf den Ruhm verzichten, ihn zu uns zu zählen. Nach kurzen Schritten auf abseits führender Bahn hat er zwar aller Gelehrsamkeit für immer abgesagt, aber um Erkenntniß ist er bis zum letzten Tage seiner Schaffenszeit bemüht geblieben. Er hat nie aufgehört, sich wie Platon als einen Freund der Weisheit zu bezeichnen, und so weit ihn auch sein Weg von den Bücherstuben und Nachrichten-sammlungen heutiger Erfahrungswissenschaft fortführte: er hat nie ein Wort geschrieben, das nicht dem Wissen um die menschliche Seele und um das Weltgeschehen gedient hätte.

Gewiß: auch da, wo er forschte, blieb er ein Schauender, ein Ahnender und, wenn man will, ein Künstler. Die großen Gedanken, die seine Schriften so herrlich überschatteten, der Plan einer Steigerung des Einzel-Menschen über das heutige Maß seiner geistigen und mehr noch seiner Willensfähigkeiten hinaus, die Ideendichtung der ewigen Wiederkunft, sie sind riesenhafte Projektionen in das Ungewisse, in den unbegrenzten Weltraum der Zukunft hinein. Aber alle wahrhaft schöpferische Wissenschaft kann nur auf den Flügeln starker Phantasie ins freie Luftmeer der Gedanken und hoch hinaus über den sehr festen, aber auch sehr engen Boden der greifbaren Wirklichkeit aufwärts dringen. Weder Platons Zukunftsstaat noch seine Märchenlehre vom Ideenparadies wurzeln sicherer in der Erfahrung. Und noch auffälliger ist Nietzsches hellseherische Art, die mehr auf die eigene Deutung der Dinge vertraut als auf alle Beschreibung von ihnen: immer und immer fliegt er über die weiten Reiche des Wissens dahin, in denen heute so viel Tausende fleißiger Arbeiter, Jeder für sich, an fast eben so viel tausend einzelnen Punkten am Werke sind, nirgends will er verweilen, überall das Entfernte zusammen sehen, nie auf Anderer Belehrung warten, nur im Fluge abwärts schauen, lieber ahnen, vermuthen als beobachten oder gar messen und wägen. Er ist das Urbild bauender, begrifflicher Wissenschaft; nur daß seine Gedanken niemals den Farben- und Formenreichthum des Lebens verloren, niemals das tote Grau eines unnütz Begriffe scheidenden und spaltenden Hirnspiels annahmen.

Daß eine solche Forschung in einem Zeitalter begeistert einseitiger Erfahrungswissenschaft viel Anfechtung erlitt, war selbstverständlich. Doch darf die Auseinandersetzung über die Irrthümer in Nietzsches Denken, wie mich dünkt, noch lange aufgeschoben bleiben, bis zu dem Tage nämlich, da seine Gegner ihn wirklich kennen. Alles, was er schrieb, dient im Grunde der Gesellschaftswissenschaft, einem Forschungsweige, der eben erst aufgeschossen ist und dem, so weit ich sehe, nur Comte, ihr Begründer, bisher eine ähnliche Fülle von großen Gedanken, von Einzelbeobachtungen und von Anregungen der Forschungsweise zugeführt hat. Ueber Nietzsche aber haben sich bis auf den heutigen Tag sehr viele Gelehrte anderer Herkunft, aber sehr wenige dieser Wissenschaft Angehörige ausgesprochen und von ihnen hat noch Keiner gegen Nietzsche gezeugt. Es wäre sehr unredlich und es würde weder dem Ernst dieser Stunde noch dem Geiste des großen Toten entsprechen, sollte hier verschwiegen werden, daß dieser Forscher der großen Zusammenhänge die Gebiete geschichtlicher oder staatswissenschaftlicher Einzelerfahrung, da wo er sie berührt, oft herrlich genug bei Seite liegen ließ. Aber da er auch, wo er irrte, in großem Sinn irrte, da er überall, wo er uns den Kampf aufnötigt — und Das geschieht oft genug —, sich aufwärts zurückzieht, da er gegen uns, die Angreifer, von immer höher gelegenen Standpunkten

streitet, so zieht er auch uns empor. Und der Gewinn ist zuletzt für die Sache größer als der Verlust.

Wie unermesslich aber ist die Fülle Dessen, was dieser Eroberer an unbestreitbarer Erkenntniß oder Erkenntnißkunst unserem Wissen von dem Menschen als Gesellschaftwesen zugesägt hat! Würdte man einmal auf den Einspruch Derer, die dieser jungen Forschung mit allem Ernst ergeben sind, hören, so würde von den Stimmen eben so leidenschaftlichen als kenntnißlosen Aburtheilens, die Tag für Tag über das Werk dieses Mannes laut werden, vielleicht ein Theil verstummen. Ueberall da, wo sich Niezsche die Möglichkeit der Selbstbeobachtung als Forschungsmittel anbot, ist er ein rastloser Beschreiber und Zergliederer geworden; wollte man ihn verkehrter Weise zum Fachgelehrten stempeln, man müßte ihn einen Erforscher des Seelenlebens der Gesellschaft nennen. Daß er in Wahrheit als Erster ganze weite Felder dieser Wissenschaft bestellt und auf den ersten Saatkorn reife Ernten von ihnen heimgebracht hat, daß er in tausend ehemals dunkle Abgründe des menschlichen Herzens helle Lichtstrahlen geworfen hat, daß er damit eben so viele Wurzeln sittlich-gesellschaftlichen Handelns bloßgelegt hat: Das auszusprechen, soll man den wenigen Sachkennern und den fein empfindenden Liebhabern, die diese Wahrheit ahnen, für heute wenigstens erlauben. Ein Beispiel anzurufen, sei vergönnt; in einer der noch unveröffentlichten Schriften ist eine Darlegung zur Geschichte der sittlichen und geselligen Ursprünge des Wissens und Glaubens gegeben, die man noch einmal als ein Wunder analytischer Geistes-Chemie ansehen wird. Niezsche hatte diesen Gedankengang schon früher in seiner prachtvollen, bildhaften Sprache als die Einderleibung der Leidenschaften und des Wissens skizzirt. Eine Jahrzehnte lange Arbeit aber wird diese Belege so häufen und dem noch heute bestverkannten Forscher, den man oft wie einen gedankenlosen Schönredner abfertigen zu können meinte, werden dann alle die Ehren zu Theil werden, die die Wissenschaft unseres Jahrhunderts schon einem großen Denker zu ihrer Schande fünfzig Jahre lang vorenthalten hat. Heute aber bleibt den Wissenden nichts Anderes übrig, als immer von Neuem zu versuchen, daß in diesen Schriften die elektrischen Kräftemassen aufgespeichert sind, von denen das geistige Triebwerk ganzer zukünftiger Gelehrtenschulen gespeist werden könnte. Und was in diesen mit Schätzen beladenen Schränken rings um uns her noch lagert, harrt erst der Ausschachtung und Förderung durch die treuen Arbeiter, die jetzt am Werke sind.

Doch zuletzt fragt die Welt weder nach dem gestaltenden Künstler noch nach dem ahnenden und bauenden Forscher Niezsche: er gilt und wird ihr gelten als der Wegweiser zu einer neuen Menschheitszukunft. Denn er gehört in die erlauchte Reihe der Denker, die nicht nur erkennen, sondern mehr noch befehlen wollen. Es sind die Herrschergestalten in der Geschichte menschlicher

Wissenschaft; und diese Dynastie reicht von Fourier und Fichte, von Rousseau über Platon bis zu Heraklit hinauf. Sie Alle haben um die Erforschung des Kerns der menschlichen Dinge gerungen, aber sie wollten mehr, sie wollten die Menschheit, die sie beobachteten, erziehen und führen, sie wollten den Fluß der menschlichen Entwicklung ableiten und anderen Zielen zuführen. Die größte aller sozial-theoretischen Bewegungen, die je Macht im Leben der Völker erlangt hat, die unsere Tage durchzittert und das nächste Jahrhundert beherrschen wird, sie ist gleichen Wesens. Noch kein einzelner Denker aber hat so hohen Anspruch auf Feldherrn- und Herrscher-Recht erhoben wie Nietzsche. Man hat von den heimlichen Kaisern Deutschlands gesprochen; hier hat ein Mann noch einen höheren Thron besteigen wollen, hier ist ein Bewerber um die Krone des Königs der Menschheit aufgetreten: nur die großen Erzieher unseres Geschlechts, von denen die Religionsgeschichte erzählt, nur Buddha, Zarathustra und Jesus haben gleich Großes gewollt und haben es in Wahrheit für ganze Völkergruppen und für Aeonen erreicht. Und daß Friedrich Nietzsche diesen Jahrtausendmenschen wie ein Ebenbürtiger entgegen getreten ist, daß er von seinen zu ihren Gipfeln hinüber sah, gleich als habe sich alles Dichten und Trachten auf den dazwischen liegenden Höhen der Menschheit im Thale abgespielt, hat man ihm mehr verdacht und gehässiger ausgelegt als alles Andere; aber es ist zuletzt nicht nur der Ehrgeiz seines Willens, sondern auch der tiefste Sinn seines Werkes.

Und wer will es wagen, über diesen Anspruch, über sein Recht oder Unrecht ein endgiltiges Urtheil abzugeben? Wir, die den Urheber lieben und schätzen, stehen ihm der Zeit und dem Herzen nach zu nah, um es uns zu erlauben. Aber das Eine dürfen wir mit aller Wahrhaftigkeit seinen Gegnern zurufen: von dem Standpunkt der Geschichte des Gesellschaftslebens der Menschheit aus gesehen — und ich wüßte keinen höheren —, läßt sich als unumstößlich aufrecht erhalten: die Botschaft, die aus diesem nun verstummten Munde laut laut wurde, ist so noch nie verkündet worden und sie steht in einem vollkommenen begrifflichen Gegensatz zu mindestens einer von jenen Lehren, zu der, die Jesus' großes und gütiges Herz der Menschheit gebracht hat.

Denn was ist Beginn und Beschluß der Mahnung Nietzsches? Nicht in dem weichen und leisen Glüd aller Hingabe, alles Zusammenhalts der Menschen besteht das ruhmwürdige Ziel der Menschheitentwicklung, sondern in dem Emporwachsen bevorzugter und besonderer Einzelner. Darum ist Alles zu fördern, was diesen Einzelnen den Ehrgeiz und das Stärkerwerden, das Höherbringen, die Herrschertriebe mehrt; Alles niederzudrücken, was im Herzen oder Verstand starker Menschen für die entgegengesetzten Instinkte der Nächstenliebe oder auch nur des Zusammenschlusses, des Staatssinnes spricht. Hier ist der strikte Gegensatz zu Jesus' Lehre gegeben und Niemand

hat je vor Nietzsche diese Gedanken in solcher Folgerichtigkeit und Allgemeinheit zu Ende gedacht. Die wenigen Bruchstücke sophistischer Lehre, die erhalten sind, wird man ihnen im Ernst eben so wenig an die Seite stellen dürfen wie die gelegentlichen Bemerkungen Machiavellis oder anderer Renaissance-Ethiker. Sie verhalten sich zu Nietzsches Lehre wie etwa die lange Reihe der Vorahnungen von Darwins großer Lehre zu ihr selbst. Von den Sophisten und von dem oft berufenen Stirner trennt Nietzsche eine hohe Schranke. Jene wollten die Genußsucht des Ichs auf den Thron erheben; unser viel härterer, viel edlerer Gesetzgeber hat immer nur die Größe des starken Einzelnen, niemals seine satte Lust als Ziel und Preis seines Laufes setzen wollen.

So ist denn für die weit in die Jahrhunderte hinaus fliegende Phantastie Nietzsches der höhere Mensch zum Schluß und Endpunkt aller Menschheitentwicklung geworden. Alles, was in seiner Lehre noch fordernde, befehlende Bedeutung hat, ist diesem einen Gedanken untergeordnet. Selbst seine Gottesleugnung nimmt sich wie eine nothwendige Folgerung aus dieser einen Voraussetzung aus. Den Denker, der in einer Vergottung einzelner Gipfelmenschen Ziel und Aufgabe der Gattung sah, mußte nichts bekämpfenswerther dünken als der allmächtige Gott des Christenthums und die ihm gezollte demüthige Verehrung. Und die Idee der ewigen Wiederkunft erscheint zuletzt nur wie das Paroli, das heiße Erdenlust der Sterbensfrenbigkeit des alten Glaubens geboten hat: dem ewigen Leben über der Erde dort ist hier der Gedanke eines nie endenden Lebens auf der Erde entgegengestellt. Alle sittliche Forderung aber, aller Kampf gegen Volksherrschaft und Gütergemeinschaft, alle Verachtung von Staatsfinn, Nächstenliebe und Weibesgüte: es sind Glieder der selben Gedankenkette.

Es ist eine furchtbar lange Reihe von Opfern, die dieser eifernde der Denker auf dem Altar des großen Menschen darbringen wollte. Und auch unter uns wird kaum Einer sein, der sie alle gleich ihm hingeben möchte. Ich stände — Das zu bekennen, fordert die Pflicht der Wahrheitsliebe — als Lügner an dieser Stelle, wollte ich nicht bezeugen, daß ich die geistige Kraft aller dieser Folgerungen bewundern, aber daß ich mich der Schlagkraft sehr vieler von ihnen nicht beugen kann. Ich glaube am Wenigsten an die Möglichkeit eines starken Baumwipfels, dessen Wurzeln schlecht ernährt werden. Und da zu allen höheren Stufen menschlichen Schaffens fort und fort die Einzelnen auch aus den niederen Schichten der Völker emporsteigen, so wird die starke Kraft der Großen nie dauernd gedeihen können, wenn sie den Schwachen und Kleinen nicht fort und fort zu Hilfe kommt.

Und dennoch meinte ich, an diesen Platz treten zu dürfen. Denn so gewiß ich überzeugt bin, daß die Romantik der Urzeit, die Friedrich Nietzsche

vertreten hat, als Gesellschaftszustand nicht zu verwirklichen ist und daß am Wenigsten die Entwicklung der nächsten Jahrhunderte diesen Lauf nehmen wird, so gewiß glaube ich, daß diese Utopie auf den Gang der Menschheitsgeschichte Einfluß, segensreichen Einfluß gewinnen wird. Denn dieser Fadelträger hat ein Fanal angezündet, das über die Völker, über die Jahrhunderte fortleuchtet wird. Er hat gelehrt, ein wie unermessliches Gut die große Persönlichkeit ist und daß sie nicht nur das höchste Glück der Erdenkinder, wie uns der Genius dieses Ortes zuruft, sondern mehr noch ihre höchste Pflicht sei. Er hat dem einen Pol allen Menschenthums, der gütigen oder schwachen Hingabe, einen anderen der unbegrenzten Herrenmacht des Jchs entgegengesetzt. Und wünnegleich alles Handeln der Menschen von Anbeginn unseres Geschlechts zwischen diesen zwei Gegensätzen hin und hergeschwankt ist, so hat hier die tiefste Einsicht des Weisen endlich zu dem längst erkannten ersten Gravitationspunkt nun auch den zweiten gefunden. Wenn also vor uns kein Reformator der Menschheit liegt, so ist es doch ein Kopernikus, ein Newton der Menschheitswissenschaft. Und auch Dies ist gewiß, daß von der neuen Lehre ein unabsehbarer Strom lebendiger Wirkung auf ganze Geschlechter von Aufwärtsstrebenden ausgehen wird. Auch wer nirgends die Schranken überkommener Sittlichkeit niederreißen möchte, kann an diesem Gebot sich aufwärts reden. Wie viele edle Geister mögen nicht schon in dieser kurzen Spanne Zeit Kraft gezogen haben aus diesem Stahlbad eiserner Gesinnung, wie viele haben sich aus ihm Muth geschöpft zu kühner Neuerung und Stärke zu eigenem Wachsthum! Wie viele Tausende werden es in Zukunft thun! Ist es zu viel behauptet, wenn ich sage, daß die große geistige Bewegung, die in dem letzten Jahrzehnt sich der Künste, der Dichtung bemächtigt hat und die schon hinüberzüngelt in das Reich der Wissenschaft, in Friedrich Niezsche auch in diesem Sinne ihren geistigen Vater sehen darf und soll? Und man schweige uns endlich von dem Verderben, das sein starker Trank wirren Köpfen und den ohnmächtigen Sklaven ihrer ungezügelten Lust gebracht hat. Den Kindern und Schwachen ist schon manches Heilmittel, das starken Naturen Genesung brachte, zum Gift geworden. Und ein Troß von Thoren ist noch jeder neuen Lehre mit wüstem Geschrei nachgelaufen. Niezsche selbst hat uns widerrathen, ihm blindlings zu folgen. Die Stärke, zu der er uns heben will, soll sich zuerst darin erweisen, daß jeder Einzelne von den Früchten dieses überreichen Baumes die pflückt, die ihm frommen.

Auch die heiligen Männer, die für die alleinige Geltung jenes Gegenpols der Hingabe und Nächstenliebe eintraten: wer will sagen, daß ihr Gebot auch nur zum größeren Theile befolgt und durchgesetzt worden ist? Sogar ihre Utopie ist halb gescheitert. Hat des Gekreuzigten lindes Wort dem Kampf der Völker auch nur ein Jahr lang Einhalt gethan? Und doch war darum

sein Werk nicht vergebens: sein milder Stern leuchtet noch heute über der Menschheit und lenkt sie fort und fort. Wer wagt, zu sagen, wie lange das zuckende, flammende Feuer ausdauern wird, das die Hände dieses neuen, so ganz anders gesonnenen Lichtbringers entzündeten? Wer vermag zu wissen, ob nicht in zukünftigen Jahrhunderten, wenn die jetzt anschwellende Woge des steigenden Gemeinheitsgeistes im Strom der Menschheit wieder zurück-ebbt, neue Geschlechter mit ganz anderen Augen auf das Vermächtniß dieses Geistes blicken werden? Noch jedes Zeitalter hat sein eigenes Urtheil über die größten Denker der Vergangenheit gefällt. Wollen wir uns unterfangen, für alle Zeit Ziel und Grenzen des Gigantenwerkes auszumessen, das erst heute abgeschlossen ist? Wir müssen uns bescheiden in der Verehrung Dessen, was als die greifbare und schon so ungeheure Leistung dieses Lebens vor uns liegt, und in dem Schauer der Ehrfurcht vor der über Menschenmaß hinaus ragenden Größe aller der Zukunftswirkung, die wir nur ahnen können. Von Friedrich Nießche wird nicht die Geschichte unseres Volkes noch auch unseres Jahrhunderts nur, sondern die der Menschheit erzählt.

Aber hinter diesem einzig großen Werke stand ein Mensch, ein vielleicht noch einzigerer. Was dünkt uns um ihn, der uns nun entrisen ist?

Wie müßten wir klagen, wenn wir klagen wollten! Zuerst um das Eine, Härteste, daß dieses Leben nicht zu Ende gelebt, daß dieser beste Läufer die Bahn nur halb hat laufen können. Dann um die Ungunst des Geschicks, die auch damals, als es noch Mittag war, diesen Baum nicht hat so frei und ungehindert wachsen lassen, wie auch er es zu gutem Gedeihen nöthig hatte, um die boshafte, quälende Krankheit, die ihn in allen Jahren seines besten Schaffens nicht aus den Klauen ließ und seinem Werke immer wieder Zeit und Kraft stahl; um die entsetzliche Einsamkeit, in der ihn nicht nur der große Haufe, sondern auch Die lagen, die Ohren hatten, zu hören, um die Einsamkeit, aus der er immer lauter, immer gellender rufen mußte, weil er so viel verstockte Taubheit um sich sah; um seine Einsamkeit, die niemals müßiges Geschwätz oder wohlfeiler Tagesruhm, wohl aber hilfbereite Freundschaft, willige Gefolgschaft, verstehende, ernste Beurtheilung, ja auch / unvoreingenommene Gegnerschaft zuweilen hätten unterbrochen müssen. Wir müßten klagen um den schlimmsten Stachel, den dieses Unheil in das — ach, so empfindliche! — Herz Friedrich Nießches eingebohrt hat, um den Zwiespalt, der zwischen ihm und seinem Volke aufkam und der ihn, der doch und doch ein Deutscher war, so ganz mit Haß gegen die Undankbaren erfüllte. Daß er dem deutschen Staat nicht hold war und daß er, was sehr viel erstaunlicher ist, auch dem überstarken Menschen nicht nahe kam, der in seinen Tagen diesem Staat so viel Glück und Heil brachte, ist aus allen Voraussetzungen nießchischen Denkens vollauf zu erklären; aber daß

er dem Volk, das Goethe und Beethoven hervorgebracht hat, daß er dem Volk der kühnsten und doch stillstrengsten Baukunst, dem Volk der Gothik und alles tiefsten Schauens und Gräbelns abschwor, ist ewig zu beklagen. Und nicht ihm, der so sehr Schauender und Bildender war wie kein anderer unserer Denker, wird die Schuld dafür zuzuschreiben sein, sondern Denen, die nur für eine kurze, aber freilich die entscheidende Spanne Zeit eine Scheidewand tödtlichen Schweigens zwischen ihm und dem Empfänglichen seines Volkes ausgerichtet haben.

Doch gerade diese Leiden waren es, aus denen er sich die festesten Steine für den Künstler-Bau seines Lebens schuf. Denn der war von eben so herber Hoheit wie seine Lehre; und wer will sagen, ob nicht Weiden viel von dem edlen Pathos ihrer starren und steilen Schönheit geraubt worden wäre, wenn ihr Urheber in milder harem Wetter, auf nicht so schwindlig hohen Pfaden, in nicht so unwirthlicher Einöde dahin geschritten wäre?

Wer aber war denn dieser Mann, der hier vor uns tot liegt und den doch schon eine Legende umspinnt, voll von widrig fahlem Mißverständniß, von grell züngelndem Haß, von niedriger Verleumdung und selbst von thöricht verzerrtem Lobe?

Friedrich Nietzsche, der Wegweiser einer dämonisch starken Menschheitszukunft, ist selbst nie ein Handelnder gewesen. Die zarte Blüthe seines Künstlerthums war dem Lärm des Lebens ganz abgewandt und hätte nie in ihm gedeihen können; aber was immer an Kämpfen der Seele von einem Menschenherzen ausgefochten werden kann, Das ist ihm auferlegt gewesen, Das hat er sich auferlegt. Denn eben sein Herz machte ihn zu seiner rauhen Aufgabe vielleicht so wenig geschickt, wie nur zu erdenken ist. Der Kampf gegen den Glauben der Väter, den schon vor einem Jahrhundert die Aufklärung mit kühler Eleganz begann und den die nüchternste Wissenschaft unserer Zeiten sehr viel ernsthafter, aber eben so wenig gefühlmäßig geführt hat, er hat ihn mit allen Fibern eines zuckenden Herzens durchgekämpft. Er, der Zarte, Weiße, Liebreiche und nach Liebe Dürstende, hat sich zu einer Sittenlehre durchgerungen, die immer nur von Macht und Willen, von Stärke und Härte, niemals von Herz und Fühlen, von Hingabe oder Anlehnung redet. Er, der so gütig war wie selten ein Großer des geistigen Schaffens, hat, nur, um dem hohen Menschenbilde recht zu dienen, das ihm auf allen seinen Fahrten vorausgeschwebt ist, sein empfindsames Herz verhärtet gegen die Klagen der Niedrigen, der Beladenen. Er aber hat auch — und Das wollen wir heute zornig allen Böswilligen unter seinen Segnern und allen Unreinen unter seinen vorgeblichen Anhängern entgegen halten — den demantklaren Schild seiner Tugend nie auch nur von einem Hauche beflecken lassen. Er hat von aller schlaffen und unbeherrschten Sinnenlust immer nur mit Verachtung gesprochen, er hat die schlimmen Listen und Tüden, die

er den Starken für den Kampf mit den Gewalten des Schicksals empfahl, in keinem Sinn selbst geübt und hätte jede Verurteilung der Keinen Vorthailspäher des Lebens auf seine Worte weit von sich gewiesen. Ueber dies Alles aber erhebt sich das Eine, daß er sein Leben eben so wie seine Lehre, die doch Beide dem Wirken für den Herrenwillen der starken Persönlichkeit geweiht waren, frei gehalten hat von aller niedrigen genüßlichen Selbstsucht. Er, dessen überreiche Gaben ihn auf jedem Wege zu winkenden Zielen fatten Ruhmes hätten führen können, er hat das Vorbild eines armen, nur nach Wahrheit suchenden Weisen wirklich gegeben, das er so früh in einem anderen Denker aufzufinden meinte. Gewiß nicht aus Selbstlosigkeit, wie angelesene Gewohnheitsausübung in unserem Jahrhundert noch öfter als sonst zu sagen pflegt: uns von diesem einschläfernden Wiegentied bequemer Selbstgefälligkeit zu befreien, hat er uns besser als ein Anderer gelehrt. Sondern er hat dieses härtere Loos gezogen, weil es seine Natur und der beste Gewinn, den er aus seinem Geschiede ziehen konnte, so forderten. Aber was er aus seinem Leben formte, hat deshalb nicht geringeren Werth. Er hat dies Kunstwerk wahrlich nicht lachenden Mundes geschaffen; gerade aus den strengsten Jügen, die die Sphinx seines tragischen Schicksals trägt, schimmert uns die Erinnerung an tausend durchfochtene Herzenskämpfe, Herzenssteige entgegen. Dies, was Ihr Unglück nennt, habe ich so gewollt, ich, trotz aller Unbill, nein, mit aller Unbill der Herr meines Schicksals, so ruft die hohe Herrlichkeit dieser edelsten Runen in dem Bilde seines Lebens. Meine Leiden wurden mir der Wegführer aufwärts zu den Höhen meiner Erkenntniß nicht nur, nein, meines Lebens auch; meine Freude an Gefahren, die unbesehbare Kühnheit meiner Seele, sie haben mich immer wieder über mich selbst und über meine Absichten von gestern gehoben, meine Einsamkeit wurde mir zur Gebäerin meiner besten Gedanken. Wen hätte ich auch neben mir haben sollen auf den steilen Gipfeln meines Ahnens und an den Abgründen meines Denkens?

Und so ist er doch ein Mann der großen, der größten That geworden, ob er auch nie die Stille seines Denkerplanes, seiner einsamen Berggänge verlassen hat. Er, der kein höheres Amt kannte, als dem Einzelmenschen neue, weitere, höhere Ziele zu stecken, er hat an seinem Theil eine gute Strecke dieses Weges zurückgelegt. Er war selbst ein höherer Mensch und er war es vielleicht in noch tieferem, noch zukunftsicherem Sinn als die romantischen Dämonen, von denen er träumte.

Unser Stolz aber sei, daß wir ihm, dem Großen, noch eine Ehre, und sei es die letzte, erweisen dürfen.

Wilmerödorf.

Professor Dr. Kurt Breyfig.



Zigeunerweise.

Dem Meere wehte es kalt und feucht herüber und die Luft trug Wellen- gemurmelt und Buschgeschäufel durch die Steppe. Zuweilen wirbelte der Wind erfrorene, gelbe Blätter in das Lagerfeuer und fachte die Flammen an, daß die Rebel der Herbstnacht erzitterten, schreckhaft zurückwichen und für Augenblicke links die unendliche Steppe, rechts das weite Meer und geradeaus die stämmige Gestalt Makars Tschudra, des alten Zigeuners, sehen ließen, der die Pferde seiner etwa fünfzig Schritte von uns entfernten Heerde bewachte. Obgleich die scharfen Windstöße seinen Kojalenrock aufrißen, seine behaarte, bronzefarbige Brust entblößten und sie unbarmherzig peitschten, lag er halb in bequemer, freier Stellung, mit dem Gesicht nach mir zu, that regelmäßige Züge aus seiner ungeheuren Pfeife, ließ aus Mund und Nase dicke Rauchknäuel ausströmen und hielt seine Augen unbeweglich irgendwohin über meinen Kopf weg in die totenstille, dunkle Steppe gerichtet. Dabei sprach er unablässig.

„So streiffst Du umher? . . . Ist gut; hast Dir ein prächtiges Loos erwählt, Halko! So muß es sein: streiffst umher, schaust hin, und hast Du Dich satt gesehen: legst Dich hin und stirbst!“ . . .

„Das Leben? Andere Leute?“ fuhr er fort, nachdem er meine Erwiderung auf sein „So muß es sein!“ skeptisch angehört hatte, „eh! Was gehen Dich die Leute an? Willst Du etwa nicht selbst leben? Die Anderen leben auch ohne Dich und werden auch ohne Dich fertig!“ . . .

„Lernen und lehren, sagst Du? . . . Kannst Du denn die Leute lehren, wie sie glücklich werden? Das kannst Du nicht! Wird' erst einmal grau und dann sag', was man lernen muß. Wen willst Du belehren? Jeder weiß, was er nöthig hat. Wer verständig ist, nimmt, was da ist; wer bumm ist, bekommt nichts ab; und belehren thut sich Jeder selbst . . .“

„Lächerlich, diese Menschen, die sich da zusammenbrängen und einander den Platz wegnehmen! . . . Dabei ist so viel Raum auf der Welt“ — er deutete mit einer weiten Handbewegung auf die Steppe — „und Alle arbeiten. Warum? Für wen? Das weiß Niemand. Sieht man, wie so ein Mensch pflügt, dann denkt man: Der giebt seine Kraft und seine Schweißtropfen der Erde; nachher legt er sich in die Erde und versauft da. Nichts bleibt von ihm, nichts sieht er mehr von seinem Werk, . . . stirbt, wie er geboren wurde, als Narr!“

„Ist der Mensch etwa dazu geboren, in der Erde herumzustochern und zu sterben, ohne daß er Zeit gefunden hat, sich selbst ein Grab zu graben? Kennt er Freiheit? Ist ihm die weite Steppe bekannt? Und das Gespräch der Meereswogen, erheitert es sein Herz? . . . Eh! ein Sklave ist er von Kindesbeinen an und sein ganzes Leben lang! Was kann er mit sich anfangen? Kann sich höchstens aufhängen, wenn er es versteht!“

„Ich aber, sieh, habe in achtundfünfzig Jahren so viel erlebt, daß, wenn man Alles aufschreiben wollte, es nicht auf tausend solche Rulphäute, wie Du da eine als Futtersock mitsüßest, draufginge. Sag mir doch gefälligst, in welchen Ländern ich nicht gewesen bin. Das kannst Du nicht! Und in welchen ich gewesen bin? Das kannst Du auch nicht! So wie ich gelebt habe, mußt Du auch leben —: ziehst umher und immer umher, Das ist Alles! Nur nicht lange

auf einem Fleck geblieben! Was willst Du da? . . . Wie Tag und Nacht rund um die Erde ewig hinter einander herrennen, so lauf auch Du vor den Gedanken über das Leben davon, damit Du nicht aufhörst, es zu lieben. Wenn Du erst nachdenkst, hast Du das Leben schon nicht mehr lieb. Das geht immer so. War mit mir auch so. Eh, war so, Falke!

Sah im Gefängniß, in Galizien. Warum lebst Du in der Welt? dachte ich einst voll Kummer. Ist traurig im Gefängniß, Falke, ach traurig . . . Da sahste mich die Sehnsucht, als ich aus dem Fenster auf das Feld blickte, sahste und zwickte mich wie mit Zangen. Wer kann sagen, warum er lebt? Das kann Niemand sagen, Falke! Und danach fragen, hat keinen Zweck. Leben! Das ist Alles! Zieh hin und her und schau um Dich, dann wird der Gram Dich niemals fassen. Ich hätte mich damals fast mit meinem Gürtel erwürgt! Ja!

Er spuckte in den Scheiterhaufen und verstummte; dann stopfte er seine Pfeife wieder. Der Wind wimmerte leise und kläglich. Die Pferde wieherten in der Dunkelheit und aus dem Lager drang ein jählicher, leidenschaftlicher Gesang, ein Volkslied, zu uns herüber. Das sang Nonka, die hübsche Tochter Nakars. Ich kannte ihre dunkle Stimme, die stets eigentümlich unbefriedigt und verlangend klang, ob sie nun ein Lied sang oder einfach „Guten Tag“ sagte. Auf ihrem braunen, mattglänzenden Gesicht lag der Stolz einer Königin und in den leicht beschatteten tiefbraunen Augen das dämonische Bewußtsein ihrer unwiderstehlichen Schönheit und Verachtung gegen Alles.

Nakar reichte mir eine Pfeife.

„Da, Rauch! Singt das Rädel schön? Ja, ja! Möchtest, daß Dich auch so Eine liebte? Nein? Nun, Das ist gut; so muß es auch sein! Trau den Weibern nicht; halte Dich fern von ihnen! Ein Mädchen küssen, ist wohl schöner und angenehmer als eine Pfeife rauchen; hast Du es aber gelüßt, ist auch der Wille in Deinem Herzen gestorben. Sie bindet Dich mit etwas Unsichtbarem und Unzerreichbarem an sich; Du gibst ihr Deine ganze Seele hin und für Dich selbst bleibt nur das Uebrige. Ist wahr! . . . Hüte Dich vor den Weibern! Sie lägen stets, die Vipern! ‚Ich liebe Dich‘, sagt so Eine, ‚über Alles in der Welt!‘ Stich sie aber nur mit einer Stecknadel, so zerrißt sie Dir das Herz! Ich weiß Das. Ja, was weiß ich nicht Alles! Sag, Falke, soll ich Dir eine Geschichte erzählen? Mußt aber dran denken! Wenn Du dran denkst, bleibst Du Dein Leben lang ein freier Vogel!

War einst in der Welt Sobar, ein junger Zigeuner, Voiko Sobar. Ganz Ungarn und Tschien und Slavonien kannten ihn und alle Länder, die um das Meer herum liegen. War ein verwegener Bursch! Gab in jenen Gegenden kein Dorf, in dem nicht mindestens fünf Einwohner bei Gott geschworen hatten, Voiko totzuschlagen. Er aber lebte munter fort, und wenn ihm irgendwo ein Pferd gefiel, konnte man ein Regiment Soldaten als Wache dabei aufstellen: Sobar würde sich dennoch auf dem Pferde tummeln! Als ob Der sich vor Jemand fürchtete hätte! Wäre der Teufel selbst mit seiner ganzen Suite gekommen, er hätte ihn sicher, wenn nicht mit dem Messer angerannt, so doch kräftig geschimpft und die ganze Teufelsbande mit Fußtritten in die Rüssel regalirt! Das ist nun 'mal sicher!

Alle Zigeunerlager kannten ihn und hatten von ihm gehört. Er liebte

nur Pferde, sonst nichts; und auch die nicht lange. Zog dann einfach fort und verkaufte Alles und das Geld nahm, wer Lust hatte. Er gab Alles her. Hättest Du sein Herz verlangt, würde er es sich aus der Brust gerissen und Dir gegeben haben, wenn Du sein Freund warst. So Einer war Der, Falke!

Unsere Bande streifte damals in der Bukowina herum. War vor etwa zehn Jahren. Einst — in einer Frühlingsnacht, wie ich noch weiß — sitzen wir da: ich, der Soldat Danilo, der unter Kossuth gefochten hatte, und der alte Kur und alle Anderen und Radda, Danilos Tochter.

Du kennst meine Nonka, das Königsmädel. Nun, Radda war mit ihr nicht zu vergleichen, — wäre zu viel Ehre für Nonka. Ueber sie, diese Radda, läßt sich mit Worten gar nichts sagen. Vielleicht ließe sich ihre Schönheit auf der Geige spielen. Aber auch Das brächte nur Einer fertig, der diese Geige wie seine Seele kännel!

Oh viele Herzen junger Burtschen ausgezehrt! Ach, viele! An der Morawa erblickte ein alter, schopfiger Magnat sie einst und war auf der Stelle starr. Sieht auf seinem Ross, sieht sie — und zittert wie im Fieber. Er war stattlich wie der Teufel im Sonntagsstaat: sein Ueberrock mit Gold gestickt, der Säbel an der Seite, mit Edelsteinen, funkelt wie der Bliß, sobald das Pferd mit den Hufen stampft, und der blaue Sammet der Mütze leuchtet wie ein Stück vom Himmel. War ein angesehenener Hospodar, der Alte! Schaut hin . . . und spricht zu Radda: ‚He, küsse mich! Geb Dir einen Beutel Gold!‘ Die aber wendet sich zur Seite: ‚Pah!‘ ‚Verzeih, wenn ich Dich gekränkt habe; schau nur etwas freundlicher drein!‘ Lächelt der Alte mit einem Mal seinen Hochmuth fallen und wirft ihr seine Börse hin. War eine große Börse, Freund, aber sie stieß sie mit dem Fuß in den Dreck. ‚Ach, Mädel!‘ stöhnte der Hospodar . . . und unter dem Pferde stieg der Staub nur so in Wolken auf. Anderen Tages erscheint er wieder. ‚Wer ist der Vater?‘ brüllt er wie der Donner durch das Lager. Danilo trat vor. ‚Verkauf mir Deine Tochter, bekommst dafür, was Du willst!‘ Und Danilo zu ihm: ‚Sind nur die großen Herren,‘ sagt er, ‚die von den Schweinen bis zu ihrem Gewissen Alles verkaufen! Ich aber habe unter Kossuth gefochten und treibe keinen Handel!‘ Da brüllt der Andere los und will nach seinem Säbel greifen; doch Einer von uns schob dem Pferd etwas glimmenden Lunder ins Ohr und da trug es den Herrn fort. Wir aber machten uns auf und zogen weiter. Gehen einen Tag und gehen zwei, sehen hin: da hat er uns eingeholt. ‚He, Ihr!‘ sagt er. ‚Mein Gewissen ist rein vor Gott und Euch, geht mir die Dirne zum Weibe! Ich theile Alles mit Euch; bin reich und mächtig.‘ Er steht ganz in Flammen und schwankt im Sattel wie Pfriemengras im Winde. Wir überlegten. ‚Nun, werden schon sehen; Tochter, sprich!‘ murmelte Danilo in seinem Bart. ‚Wenn ein Adlerweibchen freiwillig zur Krähe ins Nest kriecht, was wird dann daraus?‘ fragte Radda uns. Danilo lachte und wir Alle mit ihm.

‚Brav, Tochter! Fast gehört, Hospodar? Die Sache geht nicht. Suche Dir ein Täubchen! Die sind nachgiebiger.‘ Und wir zogen weiter.

Der Hospodar aber nahm seine Mütze, schleuderte sie auf den Boden und sprengte fort, — sprengte fort, daß die Erde zitterte! So Eine war Radda, Falke!

. . . Ja, so sitzen wir einst nachts und hören, wie Musik durch die Steppe schwimmt. Schöne Musik! Das Blut in den Adern fängt von ihr zu brennen an

und sie ruft Dich irgendwohin. Wir Alle verspüren von der Russl Wünsche, mit denen man am Liebsten nicht mehr leben möchte, oder, wenn man schon lebt, dann als König über die ganze Welt. So war es, Falke! Die Russl kommt immer näher; da löst sich aus der Dunkelheit ein Pferd und auf ihm sitzt ein Mann und spielt, wie er so zu uns heranreitet. Am Feuer macht er Halt, hört zu spielen auf und schaut uns lächelnd an. „Oh, Sobar, bist Du es?“ ruft ihm Danilo freundlich zu. Ja, er war es, Voiko Sobar. Der Schnurbart lag ihm auf der Schulter und vermischte sich mit den schwarzblauen Locken; die Augen brennen wie helle Sterne und sein Lächeln ist — bei Gott! — wie die Sonne. Schaut aus, als ob er geschmiedet wäre, aus einem Stück Eisen sammt seinem Roß geschmiedet! Steht im Schein der Flamme wie in Blut getaucht und blickt mit den Zähnen. Ich will verdammt sein, wenn ich ihn damals nicht schon so liebte wie mich selbst, bevor er noch ein Wort mit mir gesprochen oder überhaupt bemerkt hatte, daß auch ich auf der Welt war.

Sieh, Falke, solche Leute giebt es manchmal auf unserer Erde. So Einer schaut Dir in die Augen und nimmt Deine Seele gefangen und Dessen schämst Du Dich nicht, sondern bist noch stolz darauf. Mit solchem Menschen wirst Du selbst plötzlich besser. Sieht aber nur Wenige davon, Freund! Und Das ist gut. Wenn es viel Schönes in der Welt gäbe, würde man es nicht mehr für schön halten. So ist es. Aber hör' weiter.

Radda sagt: „Du spielst hübsch, Voiko! Wer hat Dir Deine Geige so zart und klingend gemacht?“ Er aber lacht: „Selbst hab' ich sie gemacht! Und hab' sie nicht aus Holz, sondern aus der Brust eines jungen Mädchens gemacht, das ich heiß liebte; und die Saiten sind aus ihrem Herzen gedreht. Sie flunkert noch etwas, die Geige, aber den Bogen weiß ich richtig zu führen! Siehst Du?“

Natürlich bemüht sich Unserer stets, den Mädchen die Augen zu umnebeln, damit sie Einem nicht das Herz verbrennen, sondern sich mit Gram füllen; und so machte es auch Voiko. Aber Das gelang ihm nicht. Radda wandte sich zur Seite und meinte gähmend: „Da sagt man, Sobar sei verständig und gewandt. . . Wie doch die Menschen lügen!“ Und ging fort. „Oh, schöne Dörne, hast scharfe Zähne und sind alle ganz sichtbar!“ rief Voiko mit funkelnden Augen und stieg vom Pferde. „Seid gegrüßt, Brüder! Da bin ich bei Euch!“

„Willkommen, Ader!“ gab Danilo ihm zur Antwort. Man küßte sich, unterhielt sich und legte sich schlafen. . . schlief fest. Morgens sehen wir, daß Sobars Kopf mit einem Lappen umwickelt ist. Was ist Das? Das Pferd hat ihn im Schlaf mit dem Huf verlegt.

Ha ha ha! Wir wußten, wer das Pferd war und lachten in den Bart; und Danilo lachte auch. Was denn? War Sobar Raddas etwa nicht werth? Ruhte schon so fein! So schön das Mädchen auch war: ihr Seele war eng und klein, und wenn man ihr einen Centner Gold an den Hals hängte, besser wurde sie auch davon nicht. Nun, genug davon! . . .

Wir lebten damals auf dem selben Floß; unsere Geschäfte gingen gut und Sobar blieb bei uns. Das war ein Kamerad! War weise wie ein Greis und in Allem bewandert, kannte die russische und die ungarische Sprache. Wenn er aber spielte: schlag mich der Donner, wenn Jemand anders in der Welt so spielte wie Sobar! Fährte er den Bogen über die Saiten, so erzitterte Dir

das Herz; führte er ihn noch einmal drüber hin, so erstarb es im Zuhören. Er aber spielte und lächelte. Weinen und Lachen wollte man zu gleicher Zeit, wenn man seine Lieder hörte: Stöhnt da Jemand ängstlich unter dem Bogen, stöhnt, bittet um Hilfe und zerschneidet Dir die Brust wie mit einem Messer. Dann erzählt die Steppe dem Himmel Märchen, leise, traurige Märchen. Weint ein Mädchen, das seinen Schatz begleitet! Ruft ein braver Bursch sein Mädchen zum Stellbischein in die weite Steppe. Und plötzlich — hei! — donnert ein freies, munteres Lied dahin und die Sonne selbst, ehe man sich versieht, fängt bei dem Liede am Himmel zu tanzen an! So geht's, Falke! Jede Ader in Deinem Körper hat das Lied verstanden und Du bist ganz sein Sklave geworden. Und wenn Voiko jetzt rief: „Das Messer heraus, Freunde!“ würden wir Alle das Messer ziehen, gegen wen er uns es hiehe! Alles konnte er mit den Menschen machen und Alle liebten ihn, liebten ihn sehr! Nur Rabba allein sah den Burschen nicht an. Ja, und wenn es nur Das gewesen wäre! Aber sie lachte ihn sogar aus! Rührte dabei stark sein Herz, sehr stark! Sobar knirscht mit den Zähnen, zerrt sich am Schnurbart, die Augen schauen dunkler als ein Abgrund und mitunter funkelt es in ihnen, daß Einem schrecklich zu Ruche wird! Nachts geht der kühne Voiko weit fort in die Steppe und dort weint seine Weige bis zum Morgen, weint und trägt Sobars Willen zu Grabe . . . Wir aber liegen da und hören zu und denken: Was will Das werden? Und wissen, daß, wenn zwei Steine gegen einander rollen, man sich nicht zwischen sie stellen soll, denn sie verstümmeln Einen . . . Und so kam es denn auch.

Einmal saßen wir Alle in der Versammlung und sprachen über unsere Angelegenheiten. Wurde langweilig. Danilo bittet Voiko: „Sing, Sobar, ein Lied; erheitere uns das Herz!“ Der wirft einen Blick auf Rabba, die unweit von ihm mit dem Gesicht nach oben lag und in den Himmel schaute, und streicht über die Seiten. Und da begann die Weige zu reden, als wenn sie wirklich ein Mädchenherz wäre. Und Voiko sang:

„Hei hopp! Im Herzen Feuer brennt;
Weit ist das Steppenland!
Schnell wie der Wind mein Klappe rennt,
Doch fest ist meine Hand!“

Wandte Rabba den Kopf herum, erhob sich ein Wenig und lachte dem Sänger ins Gesicht. Er flammte auf wie Morgenroth.

„Hei hopp! Mein Freund, der Weg ist weit!
Hei hopp! Nun sacke nicht!
Die Steppe trägt ihr Rebellkleid,
Im Osten wird es licht!
Hei hopp! Im ersten Dämmerglanz
Hoch auf geht's mit Hurra!
Komm nur nicht mit dem Pferdeschwanz
Dem hübschen Mond zu nah!“

Wie Der sang! Jetzt singt Niemand mehr so! Rabba aber spricht, als wenn sie Wasser durchseht: „Soltest doch nicht gar so hoch fliegen, Voiko; könnte leicht passieren, daß Du mit der Nase in eine Pfütze fällst und Dir den Schnurbart beschmutzest!“ Wie ein wildes Thier sah Voika sie da an, sagte aber nichts. Der Bursche ertrug es und sang weiter:

„Hei hopp! Der junge Tag rückt an!
Wir schlafen Arm in Arm,
Eh heh! Da wird uns Weiden dann
Vor Scham gewaltig warm!“

„Ist Das ein Lied!“ sagte Danilo. „Hab’ mein Lebtag nicht ein solches Lied gehört! Der Teufel soll sich ein Pfeifenrohr aus mir machen, wenn ich lüge!“ Der alte Nur strich sich den Schnurbart und zuckte die Achseln und uns Allen war das kühne Lied Sobars nach dem Herzen. Nur Radda gefiel es nicht. „So ahmt wohl eine Mücke mit ihrem Gesumme bisweilen das Adlergeschrei nach!“ meinte sie, uns wie mit Schnee überschüttend. „Radda, willst Du die Krute?“ meinte Danilo gekehnt. Sobar aber warf seine Mütze auf den Boden und rief: „Halt ein, Danilo! Ein feuriges Roß bekommt stählerne Handaren! Sieh mir Deine Tochter zur Frau!“ „Was der Bursch für Reden führt!“ lachte Danilo. „Nimm sie, wenn Du kannst und willst!“ „Gut!“ meint Voiko und spricht mit Radda: „Nun, Dirne, hör mir ein Wenig zu und mach Dich nicht wichtig. Ich habe Viele Deinesgleichen gesehen, eh, Viele! Aber nicht Eine hat mein Herz so gerührt wie Du. Ach, Radda, Du hast meine Seele gefangen genommen! Was also weiter? Was kommen muß, Das kommt; es giebt kein Pferd, auf dem man sofort dahinsprengen kann. Ich nehme Dich zum Weibe vor Gott, meiner Ehre, Deinem Vater und allen diesen Leuten. Aber sieh: meiner Freiheit sollst Du nicht im Wege sein; ich bleibe trotz Alledem ein freier Mann und lebe so, wie ich will!“ Und trat zu ihr, preßte die Zähne zusammen und bligte mit den Augen. Wir sehen, wie er ihr die Hand hinstreckt, — jetzt, denken wir, hat er dem Steppetroß Radda Zügel angelegt! Plötzlich sehen wir, wie er mit den Armen zappelt und kopfüber zu Boden schlägt! . . . Poh Wunder! Als wenn eine Kugel den Burschen getroffen hätte! Es war aber Radda, die ihm den Peitschenfidel am Riemen um die Beine geschlagen hatte und ihn dann zu sich heranzog . . . Davon fiel Voiko. Jetzt liegt das Mädchen schon wieder unbeweglich da und lacht. Wir gehen Acht, was weiter geschieht. Voiko sibt auf der Erde und preßt den Kopf zwischen seinen Händen zusammen, als fürchte er, der Schädel könne ihm zerpringen. Dann aber stand er leise auf und ging in die Steppe, ohne Jemand anzusehen. Der alte Nur flüsterte mir zu: „Sieh nach ihm!“ Und ich glitt im Dunkel der Nacht hinter Sobar her in die Steppe. So war die Geschichte, Falke!“

Rakar klopfte die Asche aus seiner Pfeife und begann, sie wieder zu stopfen. Ich wickelte mich fester in meinen Rosakenrock und schaute liegend in sein altes Gesicht, das von Wind und Wetter geschwärtzt war. Er schüttelte mürrisch und streng den Kopf und flüsterte Etwas vor sich hin; sein dichter grauer Schnurbart, *vorweje. 4h, un. 4r. Wih. grizusje. 4en. Gooßpax. 4r. 4h, 4ner.* alten Eiche ähnlich, die vom Blitz getroffen ist, aber immer noch stark, fest und stolz dasteht. Das Meer flüsterte wie früher mit dem Ufer und der Wind trug das Geflüster immer noch in die Steppe. Nonka sang schon lange nicht mehr; Alles still; und Wolken, die sich am Himmel zusammengezogen hatten, machten die Herbstnacht noch dunkler und schreckhafter.

„Voiko ging Schritt vor Schritt, hielt den Kopf gesenkt und ließ die Arme hängen, und als er in die Schlucht am Bache kam, setzte er sich auf einen Stein und seufzte. Er seufzte so, daß mir das Herz blutete. Aber ich trat trotzdem

nicht zu ihm. Mit Worten hilft man dem Betrübten nicht. Gewiß nicht! So ist es! Er sitzt eine Stunde da, sitzt die zweite und dritte und rührt sich nicht. Ich aber lag nicht weit von ihm. Die Nacht war hell, der Mond goß sein Silberlicht über die ganze Steppe und weithin war Alles sichtbar. Plötzlich sehe ich, daß Rabba eiligst vom Lager kommt.

Mir wurde froh zu Muthe . . . sehr! Denke: ist ein kühnes Mädchen. Sie trat an ihn heran; er hörte es nicht. Sie legt ihm die Hand auf die Schulter, da fuhr Voiko zusammen, öffnete die Hände und erhob den Kopf. Wie er dann aber aussprang und nach dem Messer griff! Ach, er wird dem Mädchen den Hals abschneiden . . . Und ich will schon mit lautem Geschrei dazwischensahren: da höre ich plötzlich: ‚Weg damit! Ich zerschmettere Dir den Kopf!‘ und sehe in Rabbas Hand eine Pistole, die nach Sobars Stirn zielt. Diese Teufelsbirne! Nun — denke ich —, jetzt sind sie einander an Kräften ungefähr gleich; was wird weiter werden? ‚Achtung!‘ Rabba steckt die Pistole in den Gürtel und spricht zu Sobar: ‚Ich bin nicht gekommen, um Dich zu töten, sondern, um mich mit Dir auszusöhnen; wirf das Messer fort!‘ Er warf es hin und blickte ihr finster in die Augen. Freund, Das war wunderbar: da stehen zwei Menschen und sehen wie wilde Thiere einander an und sind Beide so gute kühne Menschen! Blickt der helle Mond auf sie herab und auf mich und Alles hier . . .

‚Nun, höre mich, Voiko! Ich liebe Dich!‘ sagt Rabba. Er zuckt nur die Achseln, als wenn er an Händen und Füßen gefesselt wäre. ‚Ich habe junge Burtschen gesehen, aber Du bist kühner und schöner als sie an Seele und Antlitz. Jeder von ihnen würde sich den Schnurbart abschneiden, wenn ich ihm nur einmal mit dem Auge winkte. Alle wären mir zu Füßen gefallen, hätte ich es nur gewollt. Doch wozu Das? Sie waren sämmtlich nicht kühn; giebt nur noch wenige kühne Zigeuner auf der Welt, — wenige, Voiko! Ich habe niemals geliebt, Voiko, aber Dich liebe ich. Doch liebe ich auch die Freiheit. Die Freiheit, Voiko, liebe ich mehr als Dich. Ohne Dich kann ich nicht leben, wie auch Du nicht ohne mich leben kannst. Also will ich, daß Du mit Leib und Seele mein wirst, hörst Du?‘

Er begann zu lachen. ‚Ich höre! Macht dem Herzen Freude, Deine Rede zu hören! Nun, also was weiter? Sprich!‘ ‚Dann noch Eins, Voiko: Du magst Dich drehen und wenden, wie Du willst: ich überwältige Dich dennoch, Du wirst mein! Also verliere die Zeit nicht unnütz. Meine Küsse und Lieblosungen erwarten Dich. Werde Dich kräftig küssen, Voiko! Unter meinen Küssen wirst Du Dein kühnes Leben aufgeben und Deine munteren Weisen, die die Zigeunerburtschen so erfreuen, werden nicht mehr durch die Steppe klingen. Wirst mir, Deiner Rabba, Liebeslieder singen. Also vergeude nicht die Zeit; ich sage Dir hiermit: Du sollst mir morgen Gehorsam erweisen, wie ein Jüngling dem Zigeunerhauptmann. Du fällst mir vor dem ganzen Stamm zu Füßen und küßt meine rechte Hand. Dann werde ich Dein Weib!‘ Das war es, was die Teufelsbirne verlangte! Es war unerhört. Nur in alten Zeiten soll bei den Tschornogorzen ein ähnlicher Brauch geherrscht haben, wie alte Leute erzählen. Aber bei Zigeunern? Nie! Brüderschaft mit einem Mädchen . . . Nun, Halle! denk einmal nach: giebt es etwas Bächerlicheres? Kannst Dir ein Jahr lang Deinen Kopf zerbrechen, findest nichts!

Da sprang Voiko zur Seite und schrie über die ganze Steppe hin, als

wäre er in die Brust getroffen. Radda zitterte, aber ergab sich nicht. „Nun leb wohl bis morgen; morgen aber thust Du, was ich Dir befohlen habe, hörst Du, Voiko?“ „Ich höre! Ich thue es!“ stöhnte Sobar und streckte die Hände nach ihr aus. Sie sah sich gar nicht nach ihm um . . . und er schwankte wie ein vom Winde zerbrochener Baum und fiel schluchzend und lachend zu Boden. So hatte die verfluchte Radda den Burschen gequält! Ich brachte ihn mit Gewalt wieder zur Vernunft . . .

Oh, welcher Teufel hat denn das Bedürfniß, Menschen leiden zu sehen? Wem macht es Vergnügen, zuzuhören, wie Jemand stöhnt und wie ein Menschenherz vor Kummer bricht? Da denk einmal darüber nach! . . . Rauch, Falke; hier ist noch Tabak.

Ich lehrte ins Lager zurück und erzählte den Aeltesten von Allem. Sie überlegten und beschloßen, zu warten und zu sehen. Was mochte aus Alledem werden? . . . Das wurde daraus: Als wir abends Alle um das Lagerfeuer versammelt waren, kam auch Voiko. Er war verstimmt und in der Nacht schrecklich hager geworden; seine Augen waren eingesunken, er hestete sie auf dem Boden und sprach zu uns: „Hört, was ich Euch sage, Genossen! Ich habe diese Nacht in mein Herz geschaut und in ihm keinen Platz mehr für mein früheres, freies Leben gefunden; Radda lebt dort drinnen ganz allein! Sie, die schöne Radda, lächelt wie eine Königin! Sie liebt ihre Freiheit mehr als mich, aber ich liebe sie mehr als meine Freiheit und habe beschloßen, Radda zu Füßen zu fallen, wie sie es befohlen hat, damit Alle sehen, wie ihre Schönheit den kühnen Voiko Sobar bezwungen hat, der mit Mädchen spielte, wie ein Geierfalk mit Enten. Dann aber wird sie mein Weib und wird mich lieblosen und küssen, so daß ich Euch dann keine Lieder mehr singen mag und meine Freiheit nicht bedaure! Ist es so, Radda?“ Er erhob die Augen und sah sie unsicher an. Sie nickte schweigend und streng mit dem Kopfe und deutete mit der Hand vor ihre Füße. Wir aber schauten zu und begriffen nichts. Wären am liebsten irgendwohin fortgegangen, — mochte dieses Mädchen auch Radda sein. War etwas Schmähsches und Jämmerliches und Trauriges. „Nun?“ schrie Radda Sobar an. „Oh, keine Ueberstürzung, wird schon kommen, soll Dir bald über werden! . . .“ lachte er. Wie wenn Stahl erklang, lachte er. „Jetzt wißt Ihr Alles, Genossen! Was bleibt noch übrig? Es bleibt übrig, zu erproben, ob meine Radda ein so festes Herz besitzt, wie sie mir gezeigt hat. Ich erprobe es; vergeißt mir Brüder!“

Oh, wir hatten noch nicht errathen können, was Sobar thun wollte, als Radda schon auf dem Boden lag und in ihrer Brust bis an den Griff das krumme Messer Sobars stak. Wir waren starr. Radda aber riß das Messer heraus, warf es bei Seite, verstopfte die Wunde mit einem Bündel ihres schwarzen Haars, lächelte und sagte laut und vernehmlich: „Leb wohl! Held Voiko Sobar! Ich wußte, daß Du so handeln würdest, und sterbe.“

Hast das Mädchen verstanden, Falke?! Ich will in alle Ewigkeit verflucht sein, — solche eine Teufelsbirne! Oh?!

„Oh, ich falle Dir ja zu Füßen, stolze Königin!“ schrie Voiko durch die ganze Steppe, warf sich auf den Boden, hestete die Lippen auf die Füße der toten Radda und blieb unbeweglich. Wir nahmen die Rücken ab und standen schweigend und erschüttert da.

Was soll man in solchem Falle sagen, Falke? Das ist es ja eben! Der alte Nur wollte sagen: „Man muß ihn binden!“ Hätte sich keine Hand gerührt, um Loisko Sobar zu binden; Niemand hätte sich gerührt; und Nur wußte Das. Schwankte die Hand und trat bei Seite. Danilo aber hob das Messer auf, das Radda bei Seite geworfen hatte, und sah es lange an, während er den grauen Schnurbart bewegte. An dem Messer war Raddas Blut noch nicht geronnen. Das Messer war krumm und scharf. Dann aber trat Danilo zu Sobar und stieß ihm das Messer in den Rücken, gerade gegenüber dem Herzen. War doch Raddas Vater, der alte Soldat Danilo! „Recht so!“ sagte Loisko, zu Danilo gewandt, klar und deutlich und starb, — um Radda einzuholen.

Wir aber blickten hin. Da lag Radda und hielt die Hand mit dem Haarbüschel gegen die Wunde gepreßt und ihre offenen Augen waren im blauen Himmel. Zu ihren Füßen aber lag der kühne Loisko Sobar hingestreckt. Zu sein Gesicht waren Loden gefallen, die es ganz bedeckten. Wir standen und dachten nach. Dem alten Danilo zitterte der Schnurbart und seine dichten Brauen zogen sich zusammen. Er schaute in den Himmel und schwieg. Nur aber, grau wie ein Mäusefalk, legte sich mit dem Gesicht auf den Boden und begann so zu weinen, daß seine Greifenschultern wie ein paar Mühlräder gingen.

Da war auch Etwas zu beweinen, Falke! Jamohl! Wenn Du gehst, so geh Deiner Wege und wende Dich nicht zur Seite. Weß gerade aus! Vielleicht gehst Du unnütz zu Grunde. Das ist Alles, Falke!“

Nakar verstummte, barg die Pfeife im Tabakbeutel und schlug den Rosenrock über der alten Brust zusammen. Der Regen tröpfelte herab, der Wind wurde stärker und das Meer rollte dumpf und zornig. Eins nach dem anderen kamen die Pferde zu dem erlöschenden Scheiterhaufen, schauten uns mit ihren großen, verständigen Augen an und blieben unbeweglich in einem dichten Kreis um uns stehen.

„Hopp hopp, ehoi!“ rief Nakar ihnen freundlich zu und klatschte mit der flachen Hand auf den Hals seines Lieblingsstappens Satan; dann wandte er sich an mich! „Ist Zeit zum Schlafen!“ Wickelte sich bis an den Kopf in seinen Mantel, streckte sich lang auf den Boden hin und schwieg . . . Ich mochte nicht schlafen. Ich schaute in die dunkle Steppe nach dem Meer und in der Luft wiegte sich vor meinen Augen die königliche Gestalt Raddas. Sie preßte die Hand mit dem Büschel schwarzer Haare gegen die Wunde auf der Brust und durch ihre braunen, zarten Finger rann Blutstropfen auf Blutstropfen und fiel in rothen Feuersternchen auf den Boden. Ihr folgte auf den Fersen der kühne Bursche Loisko Sobar. Ueber sein Gesicht hingen dicke schwarze Lodenbüschel und hinter ihnen tropften ununterbrochen große, kalte Thränen . . .

Der Regen floß stärker und das Meer sang das düstere, feierliche Lied vom stolzen Zigeunerpaar Loisko Sobar und Radda, der Tochter des alten Soldaten Danilo.

Beide freisten lautlos fließend im Dunkel der Nacht und der hübsche Sänger Loisko konnte die stolze Radda niemals einholen . . .



Das heutige England.

Herr Dr. Tille aus Bonn hat in seinem Artikel „Der Burenkrieg in Großbritannien“ hier neulich die Lage des heutigen Weltreiches geschildert. Diese Schilderung scheint mir unzutreffend und ich möchte sie zu berichtigen versuchen, weil sie geeignet ist, die Mißverständnisse zwischen zwei kräftigen Völkern zu häufen. Angesichts der unleugbar herrschenden anglophoben Stimmung im Geistesleben der festländischen Kulturvölker kann es uns deutsch geborenen Bewohnern Englands nicht lieb sein, wenn ein ehemaliger schottischer Universitätslehrer der deutschen Leservwelt eine falsche Darstellung britischer Zustände giebt. Nichts Persönliches treibt mich, sondern nur die Pflicht, mit der Liebe zur alten Heimath, auf deren Scholle meine Wiege stand, das Gefühl dankbarer Anhänglichkeit an ein zweites schönes Vaterland, wo mein Leben blüht, harmonisch zu verschmelzen und die freundschaftlichen, ruhmvoll durch Geist und Schwert geschaffenen Verbindungen zwischen beiden stammverwandten Völkern nicht noch mehr zu lockern. Weitere Einführung in die Arena will ich vermeiden und mein Lanzenrecht lediglich darauf begründen, daß ich seit fünfundsanzig Jahren als vielbeschäftigter Kaufmann hier lebe, Manches gesehen und erfahren, auch Manches mit Wort und Feder verfochten und am deutschen wie am englischen öffentlichen Leben regen Antheil genommen habe. Ein Mandat von meinen Mitbürgern besitze ich nicht, weiß aber, daß die Mehrzahl denkt wie ich.

Herr Dr. Tille hat auf seinem Katheder in Glasgow das heutige England gewiß studirt; aber er sah es wohl nur durch die Brille eines Spezialisten und seine Diagnosen über die Aktion der Körpertheile, über das Erfalten und Neuerwerden der Staatsorgane sind trügerisch wie die Elixire eines Alchemisten. Er ermißt nicht die merkwürdig gestaltete innere Kraft, die zähen Naturen dieses wunderbaren Reiches, er überleht die Eigenschaften, die sich bei der Entwicklung von großen inneren und äußeren Krisen häufig wohl lange trüg und schlummernd verhalten, bis die starre Nothwendigkeit und die mäthlich erwachende Kampflust die harmlos leuchtenden Gluthen des nationalen Willens jäh zur Alles verzehrenden Flamme entfachen. Dieses besondere Wesen des angelsächsischen Stammes lassen uns nicht nur Macaulays Essais, dieses Hohelied britischer Kulturmethode, erkennen: auch die Erwerbungen des jüngsten Kolonialbesitzes bestätigen sie. Was dieses kleine, vom Meer umrauschte Stück Erde, dieser Hort der Freiheit — als solchen preisen es die besten deutschen Denker —, was England will, Das kann es und thut es! Reichthum, der schimmernde Silbergürtel der schirmenden Bogenkraft, persönliche Tüchtigkeit, das Bewußtsein seiner Mission und die Anhänglichkeit seiner Kolonien und Schwesterländer schmieden ihm die Waffen. Zwar in

eigenartiger Weise klingen Rüstzeug und Wehr und nicht etwa nach den idealen Gebilden ethischer Vollkraft oder nach den autokratischen Regeln preussischer Diplomatie und Kriegskunst; aber Zahl und Güte genügen zur endgiltigen Erreichung der Ziele. Diesen Beruf und diese Eigenart will man drüben in Deutschland, trotz des Kaisers nachdrücklicher Fürsprache, nicht erfassen, nicht verstehen. Daher stammt Verkennung, daher Unterschätzung der Motive von vierzig Millionen Menschen, die des neuen Kaiserreiches ehrlichste und stärkste Freunde sein könnten und sollten; denn weder für das zerfahrene Frankenthum noch für die russische Autokratie hegen sie Neigung und auch des Jantkes Wesen paßt, trotz mancher Werbung um Liebe, nicht an ihren Herd.

Jede Nation ist im Punkte der Ehre empfindlich, im Großen wie im Kleinlichen. Daß Herr Dr. Tille vor einigen Monaten wegen mündlicher und schriftlicher Aeußerungen sich eine Kagenmusik schottischer Hochschüler zuzog, that mir gewiß leid. Konnte er aber Anderes erwarten? Ein Fremder, besonders ein Lehrer fremder Jugend soll, so lange er amtlich thätig ist, über den erregten Parteien stehen und keine antinationale Politik treiben, keinen Spott über das Volk äußern, das ihm gastlich die Möglichkeit lohnenden Wirkens bot. Wäre es etwa einem Deutschen in Marseille besser ergangen, wenn er während der Paschoda-Krise zu Gunsten Englands agitirt hätte? Katechisirte man nicht deutsche Professoren wegen harmloser Kritik maßgebender Behörden im eigenen Lande? Die Ausweisung — und zwar in Friedenszeiten! — englischer Reporter aus Berlin, deutscher Reporter aus Paris, hundert ähnliche Fälle ließen erwarten, daß scharfer Tadel und Satire beim Eintreffen ungünstiger Kampfberichte in einem fremden Lande, wo der Tadler eine offizielle Stellung bekleidet, empfindlich berühren mußten. Die Roheit des Vorgehens war verwerflich, die Erregung war zu entschuldigen. Auch nahm Herr Dr. Tille selbst keine Entlassung und der Wigton verklang schnell, da die gut geschulte englische Presse über die unerquickliche Episode schwieg.

Vergangenes klärt eine gewissenhafte Quellenforschung; die Gegenwart erschließt sich aber schwer und nur Dem gewährt sie einen Blick auf ihre Züge, der ihr vorurtheillos und mit richtiger Parole naht. Den in Glasgow lebenden Landsmann mag die Thätigkeit seines Amtes von jener intimen und täglichen Berührung mit Hoch und Niedrig der maßgebenden Faktoren ausgeschlossen haben, der allein eine wirkliche Kenntniß des schnell wechselnden nationalen Denkens und Trachtens entspringt. Einem Manne, der hohen Zielen nachstrebt, treu und ehrlich seinen literarischen und Fachstudien lebt, festen oder nie in die industriellen, parlamentarischen oder Klub-Kreise Englands kommt, mußte es schwer, vielleicht unmöglich sein, in Sonnenschein und Wetter den Pulsschlag mitzufühlen, der in dieser bedeutsamen Geschichtsperiode das Wollen und das Können der Nation belebte. Wie hätte er sonst so

viel Kränkendes über sein Adoptivland sagen und seinen Auffatz mit dem Epitaph schließen können: „England hat ein altes und veraltetes Prinzip aufgegeben, ohne ein neues, gleich weltumfassendes in Bereitschaft zu haben!“ Und auch vorher nirgends eine freundlich leuchtende Blüthe der Anerkennung über die Saatfülle des größten Kulturstaates der Erde . . . Sollte der Born hier nicht wieder einmal ein schlechter Berather gewesen sein?

Ich kann, um nicht allzu ausführlich zu werden, nur ein paar Stichproben geben. Herr Dr. Tille sagt: „Seit den napoleonischen Feldzügen, an deren Schluß der Herzog von Wellington nur durch Blüchers hilfreiche Hand vor der Vernichtung gerettet wurde, hat England keinen großen Krieg mehr geführt.“ Das hat mit der eigentlichen Frage nichts zu thun, muß aber durch den offenbaren animus nocendi den Werth der folgenden geschichtlichen Abhandlungen beeinträchtigen, ganz abgesehen von der historischen Hinsichtigkeit des Arguments, ganz abgesehen von der Thatsache, daß Blüchers Anmarsch mit dem eisernen Herzog vor der Schlacht verabredet und diese Schlacht nur deshalb auf den Höhen von Mont-Saint-Jean angenommen und geschlagen wurde. Wäre es den Preußen angenehm gewesen, während des Feldzuges von 66 aus der Feder eines auf preussischem Gebiet lebenden englischen Oesterreicherfreundes den Satz zu lesen: „Seit den napoleonischen Feldzügen, an deren Schluß der Herzog von Wahlstadt bei Eigny nur durch Wellingtons Nähe und Neys Fehler vor der Vernichtung gerettet wurde?“ Das Eine ist so wahr wie das Andere.

Weiter wird uns von einem niederländischen Kritiker erzählt, der im fünfzehnten Jahrhundert gesagt haben soll, daß England „gewiß über Jeden herfallen werde, den es für schwach halte“. Vielleicht liegt diese Weisheit eines Kriegsführenden im Gemüth aller Menschen und aller Völker, die stark sind. Wer aber gerecht sein will, darf nicht vergessen, wie edel sich England oft auch der Schwachen angenommen hat. Die Geschichte der Belgier, Polen, Ungarn, Griechen, Dänen, Bulgaren, Armenier, der zerrissenen Reiche von Deutschland und von Italien bietet dem freundlichen Gastwirth der freisheitlichen Märtyrer aller Zonen manches Lorbeerblatt.

Dann wird das neunzehnte Jahrhundert behandelt, wo England „an allen Stellen der Erde die billigsten Erfolge eingeheimst hat“. Waren die Siege Marlboroughs auf dem Kontinent, die Niederwerfung der mit den katholischen Königreichen operirenden Jakobiten, die siebenjährigen Feldzüge zu Gunsten des hartbedrängten Preussenstaates, die indische Schauertragoedie — wer gedenkt nicht mit Entsetzen der schwarzen Höhle? —, die zehnjährigen Kämpfe um die Herrschaft über Nordamerika und schließlich die Schlachten gegen Frankreich und dessen Verbündete zu Wasser und zu Lande wirklich so „billige Erfolge“? Man berechnet die Menschenverluste allein unter Georg

des Dritten Regierung auf mehr als eine halbe Million; und die fundirte Schuld stieg in dieser Periode von 87 auf 850 Pfund Sterling. Das möchte ich nicht gerade „billig“ nennen.

„Lord Kitchener, der ein paar Tausend Wilde niedergeschossen hat, wird als großer Nationalheld gefeiert“, heißt es in dem Artikel weiter. Wiederum ist da ein freundliches Geigenspiel zum schrillen Trompetenstoß gewandelt. Selbst gegen Dotation und Titel erhoben sich die Stimmen im Hause der Gemeinen. Als „großer Nationalheld“ ist noch nicht einmal Gladstone und Palmerston, Wellington oder Nelson gefeiert worden und der Mann von Khartum erst recht nicht. Eine gewisse Clique der „Society“ und die gelben Preßreporter sind ihm nachgelaufen. Das thun sie auch hier, wie drüben, bei sensationellen Balletmädchen und Jockeys, bei langhaarigen Pianisten, Goldsuchern und Nordpolfahrern, bei Börsianern, Tenoristen und allerlei Zerrbildern der modernen Kultur. Das haben sie auch bei Kitchener gethan. Ernsthafte Leute haben damit hier so wenig wie drüben zu thun.

Auch das englische Heer wird in der Darstellung Tilles sehr schlecht behandelt. Die Geschichte Englands lehrt aber Jeden, der nicht blind sein will, daß die Insulaner ein tapferes, im Krieg tüchtiges Volk sind, und es ist kaum noch nöthig, dafür aus ihren historischen Annalen Beispiele zu bringen. Niemand darf der heutigen Generation, die in Leibesübungen und echter Männlichkeit erzogen, auf den Schulen zur Unabhängigkeit, im Leben zur Freiheit angehalten ist, Niemand darf den Vertheidigern von Masfeking, Kimberley und Ladysmith persönlichen Rath und Kampfeslust absprechen. Thut er Das, so fährt ihm die Feder entweder Unverstand oder Haß. Der englische Soldat mag, wie Herr Tille sagt, ein „Taugenichts“ sein; ganz sicher ist er als Kanonenfutter wie als tapfer fechtende Maschine zum besten Schlachtenmaterial der Welt zu zählen. Uebrigens ist die Armee auch gar nicht so verächtlich klein, wie man nach solcher Schilderung annehmen sollte. Die Zahl der Regulären beträgt ungefähr 285,000 Mann, die der Milizen 150,000 und die der geschulten Volunteers 300,000; dazu kommen noch die großen Massen indischer Kontingente und die der übrigen Kolonien, von denen Australien allein 200,000 Mann ins Feld stellen kann. Daß die Ausbildung der Offiziere mangelhaft ist, weiß und sagt hier Jeder. Der „Punch“ macht häufig genug darüber seine Glossen, Dille, Labouchere, Arnold Foster und Andere, Zeitungen und Revuen haben seit Jahrzehnten oft mit äußerster Schärfe auf diesen Mißstand hingewiesen. Das ist also eine alte Geschichte und von „Wahn“ und „Ueberhebung“, die Herr Dr. Tille in dieser Richtung bemerkt haben will, habe ich hier nie Etwas gespürt. In England hat stets eine Bummelci in Heeresorganisation und Verwaltung geherrscht und sie wird weiter herrschen, wenn das augenblickliche Drängen

nach Reform beim Auftreten neuer Anforderungen auf anderen Gebieten wieder verklungen ist. Um sich diese Erscheinung zu erklären, muß man an die Zersplitterung des ungeheuren Länderbesitzes, an die Geringswertigkeit der bisherigen Gegner Englands und vor Allem an den Charakter eines reichen Händlervolkes denken, dem im Nothfall sich sofort fast unerschöpfliche Hilfsquellen öffnen. Hier ist der Industrielle, der Kaufmann Alles, der Offizier, der Beamte als Soldat nicht. Der Bürger bezahlt und regirt, der Soldat dient und schlägt da seine Schlachten, wo den Interessen des Handels neue Gebiete erschlossen werden sollen oder müssen. Das mag cynisch klingen, ist aber einmal so. Und diese Politik hat England zur heutigen Größe geführt. Andere möchten es eben so machen, können es aber nicht.

Schlechte Verpflegung und jämmerliche Leitung in Stab und Intendantur gab es in Indien, in der Krim, in Egypten, in jeder Campagne. Der Engländer ärgert sich darüber, schilt, gähnt und bespöttelt sich schließlich selbst. Er denkt mit Lord Rosebery: We shall muddle through somehow. So kennt John Bull seine starken und seine schwachen Seiten, und was andere Völker ins Verderben stürzen mußte, schadet ihm nicht. Das darf man nicht vergessen. „Die Abneigung des gebildeten Briten, seine Haut zu Markte zu tragen“, von der Herr Dr. Lillie verächtlich spricht, existirt nicht. Bekanntlich drängten sich viel mehr Freiwillige der mittleren und höheren Stände (60,000) zu den Fahnen, als man wünschte. Nicht allein der „Taugenichtse“, auch der „Gebildeten“ Benehmen widersprach der glasgower Dozenten Behauptung, daß „der Briten, so schwer es ihm wird, lieber in die Tasche greift, als daß er mit Leib und Leben für Etwas einstehe“. Der Prozentsatz der außer Gefecht gesetzten „Gebildeten“, der Offiziere, ist höher, als er im Kriege von 1870/71 war, und die Gesamtverluste im Heer betragen heute schon 50,000 Köpfe. Durch die ungenügende taktische Ausbildung der Führer entstanden die Schlappen, aber auch durch die merkwürdige Gestaltung des Terrains auf dem großen Schauplatz mit seinen steinigten Hügeln und Schluchten, seinen fruchtlosen Hochebenen und seinen weglassenen, schlammigen Niederungen. Als höchst ungünstig für die Operationen erwies sich auch die durch politische Rücksicht gebotene Besetzung von Städten — feste Plätze waren sie kaum zu nennen — an den fernsten Grenzen der weitgedehnten Reiche. Man darf nicht vergessen, daß die feindlichen Staaten eine Fläche von 161,000 englischen Quadratmeilen besitzen. Preußen hat deren 136,000, England und Wales nur ungefähr 60,000. Aber gekämpft haben die „Gebildeten“ an der Spitze der „Taugenichtse“ besser als der preussische Adel bei Jena.

Geringschätzend behandelt Herr Dr. Lillie die Aufgabe, ein fertig ausgerüstetes Heer von fast einer Viertelmillion Menschen plötzlich 6000 Meilen

weit zu Schiff nach den afrikanischen Steppen zu befördern, und er rügt die „Prahlererei“ über die erfolgreiche Bewältigung dieser Aufgabe. Er hat Recht mit dieser Auffassung, wenn er dadurch der Macht und den riesigen Hilfsmitteln Englands eine — in seinem Mund freilich überraschende — Würdigung angedeihen lassen will. Deutschland hat jüngst erfahren, welche Mühe es macht, auch nur ein paar Regimenter für Tropendienste zu expedieren, und Frankreichs Transportflotte ist selbst dabei verunglückt. Kein Schiff, kein Menschenleben ging bei dieser Herkules-Arbeit Englands verloren.

„Großbritannien“, sagt unser bitterer Tadler, „hat keine Ahnung, welche Pflichten die Zugehörigkeit zu einem solchen Weltreich dem Einzelnen auferlegt“. Wenn gleiches Gesetz für alle Klassen, gleiches Recht für alle Völker, offene Thür dem Handelstreibenden jeder Nation, völlige Freiheit im Mutterlande wie in den Kolonien, Ordnung und Sitte, Konstitution, Wissen, Können und Vollbringen die Pflichten eines großen Weltreiches sind, so erfüllt sie das Weltreich unter Victorias Szepter vollkommen, wie mir scheint. Denken wir uns einmal den phlegmatischen Holländer, den republikanischen Franzosen, den autokratischen Russen, den Yankee, ja, selbst das deutsche Beamtenthum als Lenker einer solchen Staatsmaschine, vom treibenden Rotor bis hinunter zum kleinsten Maschinenteil! Der Engländer ist und bleibt durch Erziehung und Beruf, durch geographische Lage und durch Reichthum der klügste, aber auch der gerechteste Kaufmann, der beste Verwalter der Erde, mit Pfunden wuchernd und mit Pflug, Bibel und Kaitun Bahn brechend, mit Kanonen und gutem Gesetz erziehend und sittigend; und auf ihn ganz besonders passen Schillers Worte über den Kaufmann: „Güter zu suchen, geht er, doch an sein Schiff knüpft das Gute sich an“. Seine Kolonien blühen und selbst sein jüngster Besitz, Egypten, erfreut sich bereits eines ungeahnten Aufschwungs unter dem Union Jack. Das sollte jeder Gerechte doch anerkennen, mag er sonst auch Mancherlei rügen.

Herr Dr. Tille erhebt die weitere Anklage, daß der Engländer „sieben Millionen eigener Untertanen in Indien hungern läßt“ und daß während des ganzen Winters „keine entsprechende Hilfe“ geleistet wurde. Wie verhält es sich damit? Vor zwei Jahren, bei der selben Kalamität, betrugen die für Indien gesammelten Summen fast 800 000 Pfund, also 16 Millionen Mark. Dazu kommen noch die großen Schenkungen der in Indien lebenden Engländer. Diesmal läßt man die Leute „hungern“ und hätte sich ihrer doch „während des afrikanischen Krieges doppelt annehmen sollen“! Die Schlußfolgerung ist mir unklar, doch weiß ich, daß auch „diesmal“ nahezu 600 000 Pfund, also 12 Millionen Mark, aus den Taschen der Privatleute Englands nach Indien flossen, daß die „hartherzigen“ Schächerer, die „von ihren Verpflichtungen keine Ahnung haben“, die „knausern“, zu gleicher Zeit 20 000 000

Pfund, also 400 Millionen Mark, für die durch den Transvaalkrieg Nothleidenden ausbrachten, ganz abgesehen von den unendlich vielen und nicht zu berechnenden Privatunterstützungen und trotzdem die durch höhere Steuern zu deckenden Kriegskosten bereits 70 Millionen Pfund betragen. Das Urtheil über solche „Partherzigkeit“, solche „Knauferei“ und ihren Tadler kann ich wohl getroßt dem Leser überlassen.

Daß es einzelne mildthätige Leute gab, wird ja gnädig anerkannt; aber auch dieser Gabenstrom, heißt es, ist nun „versandet“, denn „in den britischen Großstädten ist eine eigenthümliche Geschäftstodung eingetreten“, „es wird Mode, von den unendlichen Opfern zu reden“, an drei Stellen haben sich „kauffräftige Kunden“ abgewendet „es fehlt an Opfermuth“, Jeder „sucht sich von der Stelle zu drücken, wo es Opfer zu bringen gilt“, — und Das ist ein „Nationalzug“! Von wem kam dem Berichterstatter solche Wissenschaft? Die statistischen Zusammenstellungen der leztjährigen Fonds für Hospitäler u. s. w. zeigen eine ganz bedeutende Zunahme und der Wohlstand der Großstädte war nie größer als gerade jetzt. Das beweisen die offiziellen Exportziffern während der ersten sieben Monate. England lebt ja bekanntlich von Industrie und Handel, nicht wahr, Herr Dr. Tille?

Anno 1898	betragen diese Verschiffungen an Werth	Pfund	132598057
„ 1899	„ „ „ „ „ „	„	149717852
„ 1900	„ „ „ „ „ „	„	168927321

Und auch 1898 war schon ein gutes Jahr. Der Umsatz der Banken und deren Dividenden stiegen entsprechend, Hochöfen, Bergwerke, Brauereien, Webereien, Spinnfabriken, Maschinen- und Schiffsbau, Metallgießereien: Alles florirte. Herr Dr. Tille aber spricht von „brotlosen Schneidern“ (für die Herstellung der Khatununiformen fehlte es an Arbeitern), „brotlosen Ladien- dienern“ von „Mangel und Elend“; „selbst die gewöhnlichsten Konzerte und Bälle mußten fortfallen“ —: Das sind Rebelbilder. In der Wirklichkeit war, so weit mein Auge reichte, nichts davon zu sehen.

Der Krieg brachte den Deutschen Englands eine sorgenvolle Zeit. Unser Herz schlug gewiß für die von Freiheit und Unabhängigkeit besetzten Buren und gleich der gesammten liberalen Presse und Partei — die nur selten patriotisch denkenden 80 irischen Abgeordneten rechte ich nicht —, gleich vielen Konservativen hofften wir auf Vermeidung des Waffenganges. Erst später kam die Erkenntniß, daß der Kampf unvermeidlich gewesen war. Wie ich selbst in einem Toast auf die Stadt Manchester bei einem großen Bankett im Januar zugeben mußte, ein Sieg der Buren hätte den Untergang der englischen Weltherrschaft herbeigeführt, so dachten später fast Alle. Von einem Frieden, der den Buren Selbständigkeit ließ, konnte leider nicht mehr die Rede sein, aber auch nicht von „Befriedigung der Rachsucht“ und ähnlichen Abscheulichkeiten, die der frühere glasgower Dozent den Briten vorwirft.

Herr Dr. Tille sagt Chamberlain viel Schlechtes nach. Ich mag den Mann nicht, „turncoats“ sind mir stets zuwider, aber er ist kein Schuft und seine Kollegen, die zum Theil über ihm stehen, sind die ersten Ehrenmänner des Landes. Ich glaube, es ist überhaupt noch zu früh, um ein Urtheil fällen zu können. Das Material ist nicht gesichtet und die Leidenschaften sprechen, wo ruhige Ueberlegung und volles Ermessen der Sachlage allein Licht verschaffen kann. Beim Beginn des Krieges von 66 sprach man auch schlecht, herzlich schlecht von Bismarck in Preußen. Wer verwegene Politik treibt, schafft sich stets Feinde. Das englische Volk besitzt gesunden Menschenverstand, nicht allein im Bienenstock der Arbeit, auch im Hörsaal der Politik. Nicht gedrückte Diplomaten, nicht Geschlechter mit vererbten Beamtentiteln und Orden, nein, Kaufleute und Männer, die sich in der Verwaltung großer Städte Uebung und Ansehen erworben haben, leiten die Geschäfte des Landes. Etwas Schlechtes, etwas wirklich Ungerichtetes wird nicht gebildet; dafür zeugen gewichtige Thatsachen. Der Prozeß gegen Jameson und seine Leute wurde vor den höchsten Autoritäten öffentlich geführt und nicht etwa, wie Herr Dr. Tille behauptet, „mit verlogenerm Scheinverhör“. Daß die Strafen gering waren, liegt am Gesetz, nicht an dessen Auslegung und Anwendung. Auch während der Epoche „der tiefsten Blamage“ ist „von Landesverrath der Minister und der Heerführung, von der Veruntreuung von Geldern“ nie die Rede gewesen. Das ist, wie so Vieles, was wir in England lebenden Deutschen staunend und betrübt in deutschen Blättern lasen, nur durch völlig falsche Information erklärlich.

Was wird nun das Resultat des Burenkrieges sein? Dr. Tilles Epitaph lautet: „England hat ein altes und veraltetes Prinzip aufgegeben, ohne ein neues, gleich weltumfassendes in Bereitschaft zu haben.“ Zunächst scheint es mir immer richtig, ein „veraltetes“ Prinzip aufzugeben; welches eigentlich gemeint ist, erfährt man übrigens nicht. Aber kein altes oder veraltetes Prinzip ist aufgegeben, es sei denn das des allzu großen Schlendrians. Volk, Heer und Flotte sind nach wie vor aus einem Guss. Wie seit Jahrhunderten, so wird auch in Zukunft England fortfahren, Handel und Kultur in möglichst profitabler, aber auch edelmüthiger Weise zu verbreiten, seinen Reichtum zu mehren, seine Gesetze zu verbessern und die freiheitlichen Einrichtungen daheim und jenseits der Ozeane zu bewahren. Ob liberal oder konservativ regiert, etwas lauter oder leiser geschwätzt wird: das Ziel, Ländererhaltung und Mehrung, bleibt stets das selbe. Wohl aber ist während des Kriegsklammers ein neues „weltumfassendes Prinzip“ in Großbritannien entstanden. Das ist eine weltgeschichtliche Thatsache ersten Ranges, so wichtig für die Kulturvölker der Erde wie die große französische Revolution und die Neubildung Deutschlands. Die Kolonien sind dem Mutterlande näher gerückt und der

Kinder Waffengelübde klangen bis an den Herd der alten Heimath. Der Transvaalkrieg mit seinem Leid und seinen Opfern hat das großbritische Weltreich zu einer kompakten, unzerreißbaren Einheit zusammengeschweißt. Wie nahe lag es dem französischen Kanada, sich in die Arme der nachbarlichen, sehnsüchtig begehrenden Republik zu werfen; leicht hätte sich der australische Kontinent losreißen und centralisiren können; was hinderte die indischen Fürsten, in den von Truppen entblößten Reichen die Fahne der Empörung zu erheben? Aber Kanada bot mehr Volunteeers an, als man wünschte, Australien war bereit, noch weitere 50000 Freiwillige auszurufen, und die Maharajas wetteiferten in Gaben und Loyalität. Das thaten die „Bedrückten“, thaten sie während eines Krieges gegen ein Volk, das vielleicht sogar das moralische Recht auf seiner Seite hatte und für seine Unabhängigkeit kämpfte! Inzwischen ist auch auf Pergament die Verbindung der Herzen und Schwerter mit Australien verbrieft worden und England und seine Kolonien stehen jetzt Hand in Hand, Wehr an Wehr, dem Auslande gegenüber. Die giftigen Keime der Zerfegung, die Rom und Spanien in sich bargen, segte der frische Wind der Freiheit und Gleichberechtigung in die See.

Schon hat dieser „unglückselige“ Krieg also die Erfüllung eines eben noch phantastisch scheinenden Traumes gebracht. Ein neues weltumfassendes Prinzip ward geschaffen. England ist mit seinen Kolonien, ob Friede, ob Krieg, solidarisch. Auch andere Segnungen werden diesem Krieg entspringen. Der Trauer dumpf Geläut umklingt den Schall der Waffen. Ward das gute Recht mit Füßen getreten? Das alte Lied, das alte Leid: Wehe dem Schwachen! Er duldet, aber die Geschichte stürmt eisernen Schrittes über seinen Schmerz hinweg zu neuen Gebilden. Die Wunden werden heilen und vernarben, die jetzt in Blut getauchten Farmen auferstehen, die Acker mit frischem Grün sich umziehen und der Frühling wird unter jubelndem Verhengeschmetter die bekränzten Hügel mit der Hoffnung schimmernden Blüthen schmücken. Die Zeit liegt wohl näher, als man in Deutschland glaubt, wo Bur und Engländer unter gutem Gesetz Schulter an Schulter und zufriedenen Sinnes zu eigenem Vortheil und zum Heil der Menschheit ihre Arbeit verrichten werden. So geschah es an den Strömen des Lorenzo und des Ganges, so auch am Nil und so wird es hoffentlich bald geschehen im englischen Afrika.

Den Landsleuten in der deutschen Heimath aber rufe ich zu: Laßt Euch Herrn Dr. Tilles bittere Pille nicht ins Blut gehen! Ueber jede Nation könnte man in Scherz und Ernst ein schneidiges Spottgedicht schreiben, auch über Euch. Was habt Ihr schließlich mit den Buren, deren Verwaltungen verrottet, deren Prinzipien veraltet und kulturfeindlich waren, gemein? Das Stammesblut? Auch der Vetter an der Themse ist Euch verwandt, und da Ihr nun einmal nicht selbst in Pretoria und Johannesburg befehlen

könnt, so ist er der Nächste und Beste dazu. Ueberwindet das Bißchen Neid und das Bißchen Leid, kommt ihm mit Huld und Geduld entgegen! Ihr müßt ihn nehmen, wie er ist; trotz seinen Fehlern: ein tüchtiger Kerl bleibt er doch! Er hat ja auch Euch die alte Freundschaft bewahrt und schon Euer Interesse erheischt ein friedlich frohes Zusammenleben mit ihm. Lethe über's Gezüng und die Hände geschüttelt! Hält der Deutsche zum Briten, wie er's mit Geist und Schwert so oft gethan hat, so brauchen Beide keine Menschen, so brauchen sie nur Gott zu fürchten!

Manchester.

Konful Karl Brumm.



Industriebahnen.

Vom Wechsel der Witterung des Glücks werden manchnal Werthe begünstigt, die Jahre lang in Dornröschenschlummer versunken und von der Treibhausentwicklung unserer Industrie unberührt schienen. Seit 1895 gab es auf der Liste der Spekulation nur eine Gattung, freilich mit unzähligen Nummern. Sie alle haben ihre Besitzer schließlich getäuscht; Heulen und Zähneklappern ist das unvermeidliche Ende und nun schlägt die Stimmung — wie überall, wo die Erregung an die Stelle kühler Erwägung getreten ist — in ihr Gegentheil um: die Industriepapiere werden gemieden wie die Pest. Das ist natürlich kurzfristig gehandelt; denn plötzlich hat sich nicht jede Maschine in Alteisen umgewandelt und der Bedarf einer Fünzigmillionen-Bevölkerung ist nicht plötzlich geschwunden. Doch in Ragenjammerstimmung entstehen selten vernünftige Pläne.

Dennoch: wir müssen für die Zukunft sorgen. Der kleine Sparer und der große Spekulant — oft giebt es keinen Unterschied mehr zwischen ihnen — sind in gleich übler Lage. An den Erwerb einer Staatsrente können sie nicht denken, so lange nicht die Verzinsung der Lage des Geldmarktes besser angepaßt und auf vier Prozent erhöht wird. Die meisten Dividendenpapiere mag man nicht anrühren. So bleibt eigentlich nur die kleine Kategorie der Eisenbahnwerthe übrig. Schon zu lange waren sie vergessen; ihre Verzinsung genügte Denen nicht, die vom Dividendenhunger gepackt waren. Die Eisenbahnen verfolgten bisher allerdings nicht die Taktik, durch hohe Dividenden zu blenden; die erzielten Gewinne wurden mit Vorliebe für das Unternehmen selbst verwendet und so stiegen die Verkehrsziffern beständig höher. Die Zeiten sind ja unwiderbringlich dahin, wo sogar Rührerinnen in Preußen ihr Eisenbahnpapier im Schrank hatten. Die Möglichkeit eines neuen Eisenbahntaumels ist unter der kräftigen Hand eines sehr energischen, fast tödlich wirkenden Fiskalismus vollständig beseitigt und kaum weiß die heutige Generation mehr, was die Eisenbahnen früher für die Börse bedeuteten. Der Ruhm Preußens hat die Nachbarstaaten nicht klafen lassen; dem Privatbahnwesen wurde auch dort der Garaus gemacht. Und die spärlichen Trümmer, die sich in unsere Tage hinübergerettet haben, werden wahrscheinlich — so weit inländische Eisenbahnunternehmen in Frage

kommen — in wenigen Jahren verschwinden, denn der Staat hat sich in seinen KonzeSSIONen für den Bahnbetrieb wohlweislich das Recht zur Uebernahme in eigene Verwaltung vorbehalten, sobald die Bahngesellschaften das Mannesalter erreicht haben, keine Konstitutionengebreehen mehr befürchten lassen und — Das ist die Hauptsache — sichere Gewinne abwerfen.

Die an den Börsen gehandelten Aktien der Bahnen sind nur dann noch Spekulationspapiere, wenn die Unternehmen den Anspruch darauf erheben dürfen, als Industriebahnen zu gelten. Mag die Konjunktur auf- oder absteigen: die Eisenbahn zieht ihren Vortheil aus jedem neuen Jahr, denn von Jahr zu Jahr mehren sich die Frachten und werden die schnellen Verkehrswege populärer. Der Staat hat sich als erfolgreicher Eisenbahnunternehmer erwiesen. Das ist aber vielleicht weniger sein Verdienst als das der Bevölkerung, die sich allmählich für die Eisenbahn erzogen hat. Ganz sicher hat die Privatthätigkeit eine unendliche Summe von Intelligenz eingesetzt, um trotz allen Schwierigkeiten, die ihr der Staat durch eine übermächtige Konkurrenz und besonders dadurch bereitet, daß er die wichtigsten KonzeSSIONen sich selbst vorbehielt, dennoch den Verkehr auszu dehnen und die Gewinne zu erhöhen. Wenn wir von den Erfolgen deutscher Arbeit viel Rühmens machen, mögen wir auch die Leistungen der Privatbahnen nicht vergessen, die unter harten Bedingungen sich als Pioniere im eigenen Lande auf einem ihnen nur knapp zugemessenen Boden wefflich bewährt haben, obwohl sie in ihrem offiziellen Schutzherrn, dem Staat, einen scharfen Gegner ihrer Entwicklung vor sich sehen, dem sie beim Versuch des Fortschritts, bei der Herstellung neuer Linien und der Anlage von Nebenbahnen, die als Zubringer in Aussicht genommen werden, jeden Zoll Erde förmlich abtropfen müssen. So mußte sich denn die Zahl der Interessenten an den Privatbahnen und ihren an der Börse gehandelten Papieren immer mehr vermindern, trotz allen Erfolgen. Die Leute aber, die von früher her im Besitz von Eisenbahnwerthen sind, betrachten sie meist als unveräußerliche Kapitalanlage, denn sie sind sich des inneren Werthes ihrer Aktien wohl bewußt und harren freudig des Augenblicks, wo sie ihnen der Staat gegen eine über den heutigen Kurzwertb hinausgehende Entschädigung abnehmen wird; zu ihrem Glück ist ja schon in der KonzeSSIONsurkunde die Frage der Verstaatlichung in bindender Weise geregelt worden. Erst kurz vor der staatlichen Uebernahme werden die Kurse das richtige Verhältniß zu dem vom Fiskus zu gewöhrenden Preis gewonnen haben. Dann wird selbstverständlich kein Material an den Börsen frei sein; dann giebt es nur noch *bona possidentes*.

Der gesammten Entwicklung unseres Eisenbahnwesens ist es zu Statten gekommen, daß Deutschland ein Industriestaat geworden ist. Wo ein Schienenstrang liegt, da siedelt sich der Unternehmer an, da entstehen Fabriken und Heimstätten, die nicht nur von den Urbewohnern, die hier längst schon mit Grundeigenthum ausgerüstet sind, sondern auch von Fremden eingerichtet und in Gebrauch genommen werden. In den westlichen Provinzen, wo der Boden knapp und theuer ist, schreitet diese den Verkehrswegen zu dankende Bevölkerung des Landes rascher vor als im Osten, wo es bisher sowohl an dem nöthigen Muth wie an dem erforderlichen Kapital und besonders an der sichereren und kraftvollen Leitung gefehlt hat. Unter dem Oberpräsidenten von Westpreußen, Herrn von Wöhlke, bahnt sich in dieser Provinz eine stetige Besserung an. Es ist be-

wundernswürth, was dieser einzelne Mann, dem sich die Klugheit des ungewöhnlich begabten Generaldirektors Marx gefellt und dem — im alten Preußen! — nachgerühmt wird, daß er so gar nicht Beamter ist, aus der ihm anvertrauten Provinz gemacht hat: ein aufstrebendes, tausend frohe Keime bergendes Gemeinwesen. Die herzlichen, durch keinen offiziellen Beigeschmack verbitterten Huldbigungen, die dem allverehrten Manne von den Bürgerschaften dargebracht wurden, als er nach langer Krankheit die Zügel seiner Verwaltung wieder ergreifen konnte, zeugen von dem Verständniß, das seine Bestrebungen zur wirtschaftlichen Aufschließung Westpreußens finden. Die Gründungsthätigkeit, die dort eingesetzt hat, bleibt von der Fluthwelle der die Konjunktur bestimmenden industriellen Bewegung Westdeutschlands unberührt; sie wurzelt fest im eigenen Boden. Als Pionier dient wieder eine Eisenbahn, die marienburg-mlawlaer Bahn, die lange im Verborgenen geblüht hat, sich nun aber immer mehr zur Industriebahn entwickeln muß. Westpreußen versorgt einen großen Theil Deutschlands und des Auslandes nicht nur mit dem Ueberschuß seines Ackerbaues, sondern auch mit seiner Spiritus- und Zuckerverzeugung. Die Landwirthe sind noch etwas unbeholfen; auch die heutige Händlergeneration, deren rege Wirksamkeit ein wahrer Segen für die Provinz ist, ist nicht annähernd so ausgebildet wie jene Kaufmannschaft, die im Jahre 1879 durch die Schutzzölle aus ihren alten Handelsstätten vertrieben wurde. Jetzt erst beginnt sich der Geist des modernen Bankwesens wieder zu regen, der die Bodenwerthe aus ihrer Verborgenheit hervorholt, um sie zu potenziren; eben ist eine neue Aktiengesellschaft, die „Westpreußische Bank“, begründet worden, die sich die Industrialisirung der Landwirtschaft zur Aufgabe stellt. Alle neu gepflanzten Keime verheißen der marienburg-mlawlaer Eisenbahn wachsenden Verkehr. Das erkannten die Leiter und unterstützten deshalb seitdem nach Kräften des Wohlens Ideen. So wollen sie auf einem dicht bei Danzig, in Althof bei Strohbeck, zusammen mit der altangesehenen, eingeseffenen Firma J. W. Klawitter erworbenen Gelände Handelsanlagen begründen, die bestehenden Bahnwege verbessern und neue, gute Verbindungen schaffen. Dann erst werden die industriellen und landwirtschaftlichen Erzeugnisse leicht und billig zu befördern und angemessen zu verwerthen sein. Für die marienburger Bahn sind außerdem die Bemühungen der russischen Regierung günstig, die dortige Landwirtschaft exportfähig zu machen und ihre Waaren zu ermäßigten Tariffätzen an die preußische Grenze zu bringen, wo die deutsche Bahn sie aufnimmt, um sie an den Seehafen zu führen. Nach sieben Jahren wird sich der preußische Staat der Früchte des privaten Unternehmungsgeistes, der in Westpreußen erwachsen ist, freuen können; wenn die marienburger Bahn sein Eigenthum wird, dann wird er nicht nur eine Getreide-, sondern auch eine Industriebahn besitzen. Bei der weiter nach Osten vorgeschobenen ostpreußischen Südbahn tritt schon am Ende des nächsten Jahres der Termin der Verstaatlichung ein; deshalb scheint es der Verwaltung nicht mehr lohnend, noch größere Aufwendungen zu machen, um auch hier die Industrie zu wecken. Die beiden ostpreußischen Seestädte Königsberg und Memel, in denen während der letzten Jahre einige stattliche Fabriken begründet wurden, stützen sich fast nur auf ihre eigene Kraft und für ihre Güter bedeutet nicht die Bahn den Hauptverkehrsweg, sondern die See. Seit der Nord-Ostsee-Kanal besteht, hat sich zwischen den ost-

deutschen Häfen und der westdeutschen Industrie eine regelmäßige Versorgung mit russischen Hölzern auf dem Wasserwege herausgebildet und hier ist von einer Abschwächung des Verbrauchs noch nichts zu spüren; es werden eben dauernde Bedürfnisse befriedigt.

Die Verkehrsziiffern der wichtigsten preussischen Industriebahn, der Dortmund Gronau-Enschede Eisenbahn, sind von der industriellen Abflauung ebenfalls unberührt geblieben. Sie ist die echte deutsche Kohlenbahn, der es nur nützlich sein kann, wenn die überstarke Kohlennachfrage anhält und die Erzeugung der Gruben gesteigert wird. Längs der Bahnstrecke ziehen sich die Becken der gelsenkirchener und der harpener Bergwerksgesellschaft, der ersten deutschen Kohlenunternehmungen, hin und jedes Fleckchen Erde wird von industriellen Betrieben in Anspruch genommen. Die gefürchtete Konkurrenz des Dortmund-Emshafen-Kanals hat sich als willkommene Förderin des Bahndverkehrs erwiesen; ihm wenden sich, dank der durch den Wasserweg geschaffenen Fortsetzung der Bahnstrecke, Transporte zu, die ihm früher fernbleiben mußten, weil sie sich nicht so billig heranschaffen und fortbringen ließen. Die Dortmund-Gronau-Bahn verstand es, durch den Erwerb eines größeren, in der Nähe der Zeche Hardenberg liegenden Geländes, wo ein besonderer Hafen und industrielle Anlagen geschaffen werden, sich ihre Transporte zu erhalten. Selbst wenn sich die Dividende in den nächsten Jahren nicht über den jetzigen Stand von $8\frac{1}{2}$ Prozent erheben sollte, würde der Staat bei Uebernahme der Bahn auf die Aktien 212,50 Prozent zahlen müssen, während der jetzige Kurs um etwa 50 Prozent hinter diesem Stande zurückbleibt. So erklärt es sich, daß die Besitzer solcher Papiere, die für die nächsten Jahre noch eine Steigerung der Rentabilität erwarten — woraus sich auch eine Erhöhung der Verstaatlichungsquote erheben würde — an ihrem Besitz festhalten.

Noch sind auf dem Kurszettel der Börsen einige preussische Eisenbahnen zu finden. Aber nur die wenigen Industriebahnen dürfen Anspruch auf größere Beachtung erheben und auch ihr letztes Stündlein hat bald — wenn nämlich die ihnen durch das Eisenbahngesetz gewährte Frist von dreißig Jahren verstrichen ist — geschlagen. Mit Wehmuth mag man der Zeiten gedenken, wo Doppelnamen wie Köln-Minden, Berlin-Stettin, Berlin-Dresden, Halle-Magdeburg, Halle-Kassel einen der ganzen Bevölkerung vertrauten und sie elektrifizirenden Klang besaßen. Wer Anlagen suchte und wer auf Spekulationen ausging, vertraute sich den alten Bahnerthen an. Als die wichtigsten Strecken verstaatlicht wurden, hörte damit das Spiel nicht auf; es nahm nur andere Formen an. Die Kontore der „Glücks-Wähler“ füllten sich, die Staatslotterle und der Totalisator fanden Schaaren neuer Kunden und nur die Leute, die vornehm oder ängstlich die hier zu hoffenden Gewinne verschmähten, blieben der Börse treu. Freilich mußten sie sich an Werthe schwankenden Charakters halten und allmählich reiste die Tob-sucht heran, die sich in den letzten Jahren so wunderbar und widerlich geberdet hat. Das Volk verlangt eben stets die Befriedigung seiner Spielsucht; und als der Staat ihr die tauglichen und nützlichen Mittel dazu entzog, drängte er sie auf den Weg der unsoliden und gefährlichen Spekulation in Industripapieren. Wenn bald auch die letzten inländischen Privatbahnen verschwunden sind, wird nur noch eine halbbeutsche Bahn, die luxemburgische Prince Henri-Bahn, übrig sein, mit der sich die Spekulation beschäftigen kann. Vorher sei aber an die

Verdienste der Privatbahnen erinnert und zugleich an ein noch heute zutreffendes Wort, das über sie am fünfzehnten Mai 1873 der damalige Minister Rhenbach sprach: „Es hat Zeiten gegeben, wo der Staat mit größten Anstrengungen nicht hätte dahin gelangen können, Eisenbahnen anzulegen, deren das Land nothwendig bedurfte. In diesen Zeiten war es das Privatekapital, das nützliche Einrichtungen in unserem Lande schuf. Es ist nicht gewiß, wir haben es nicht in der Hand, ob nicht ähnliche Zustände staatlicher Kapitalarmuth wieder eintreten können, und wir werden dann gewiß sehr gern zurückgreifen auf die Energie, die Thatkraft und die Intelligenz der Privaten.“ Ist es nicht bald so weit? Lynkeus.



Notizbuch.

Durch das weite Gelände der pariser Weltausstellung, die keine zwei Monate mehr zu leben hat, hallen heute schon Trauerchöre. Zwar sind unter 75 531 Aussteller 42 790 Auszeichnungen vertheilt worden, grands prix, Medaillen aus Gold, Silber und Bronze und außerdem noch 50 000 pergamentene Diplome. Zwar hat der angeblich sozialdemokratische Handelsminister Millerand, dessen Mannesbrust jetzt neben anderen höfischen Ehrenzeichen auch das grüne Band des ihm vom Perserſchah verliehenen Löwen- und Sonnen-Ordens schmückt, in einer seiner letzten Festreden die Riesenziffern aufgezählt, die der Weltmesse von 1900 einen nie noch erreichten Glanz verleihen sollen: 1889 wurden von 62 000 Firmen auf einem 419 000 Quadratmeter umfassenden Flächenraum Produkte im Gewicht von 35 000 Tonnen ausgestellt; jetzt sind es 75 531 Aussteller, 785 000 Quadratmeter und 75 000 Tonnen. Doch billiger Vorber und großartig klingende Rechenexempel bieten enttäuschten Profit Hoffnungen keinen Ersatz. Herr Millerand mag noch so laut le côté grandiose de l'Exposition rühmen, unser heimgekehrter Kommissar mag seinen Interviewern die kühne Behauptung austischen, sogar die deutschen Bronzen hätten sich den französischen Markt erobert: die Enttäuschung ist allgemein; und sie ist drüber natürlich viel schlimmer als haben. Die meisten deutschen Aussteller, die wiederholte Erfahrung den münzbaren Werth solcher Messen kennen gelehrt hat, haben sich über den möglichen Ertrag ihrer Bemühungen keinerlei Illusionen gemacht und ihre zum Theil sehr großen Aufwendungen von vorn herein zu den fonds perdus geschrieben. Sie wußten, daß wichtige Kunden nicht erst auf Weltausstellungen warten, um zu erfahren, wo sie gut und preiswerth einkaufen können, haben vielleicht für die publicité in großen französischen Blättern noch ein paar Tausend Francs ausgegeben und sind nun leidlich zufrieden, da sie die Konkurrenz mit allen Ehren bestanden haben. Für die Franzosen aber sieht die Sache sehr böse aus. Sie haben auf 65 Millionen Besucher gerechnet und müssen nun froh sein, wenn auch nur die vierzigste Million voll wird. Die besten Gäste, Engländer und Amerikaner, sind nur spätlich gekommen — Gründe: Transvaalkrieg, französische Burenschwärmerei, Präsidentenwahl, China, Geschäftskrisen, tropische Hitze, Unlust am Weltmesseuldem —

und auch von den reichen Stufen scheinen Viele abzuwarten, ob ihr Zar nach Paris gehen werde. Herr Doubet, der weiß, was für ihn auf dem Spiel steht, hat sich alle Mühe gegeben, die Geschichte in Schwung zu bringen; aber sein Machtbezirk ist eng begrenzt und selbst der Schah, der zwei Millionen in Paris ausgab, 350 Orden vertheilte und zweihundert Kisten mit französischen Produkten nach Teheran expediren ließ, konnte den Kohl nicht fett machen. Ueberall hört man den Jammeruf, es sei unmöglich, auf seine Kosten zu kommen. Nach dem Bericht der Sparlassenverwaltungen sind von Januar bis August 36560000 Francs mehr aus- als eingezahlt worden. Auf den Eisenbahnen sind bisher weniger Personenbillets verkauft worden als in der selben Zeit des Jahres 1889. Die plateforme tournante wird voraussichtlich mit großen Verlusten abschließen und die Kutscher haben, weil sie mit ihren Einnahmen nicht zufrieden waren, einen Strike begonnen. Besonders übel ist es den Miethern der zahllosen Schaustellungslokale ergangen. Für diese attractions sollen im Ganzen fast hundert Millionen ausgegeben worden sein; ein beträchtlicher Theil dieses Geldes scheint nun verloren und die Verwaltung hat sich schon genöthigt gesehen, einzelnen KonzeSSIONären den Miethrest zu erlassen, um den Standal vorzeitiger Schließungen zu vermeiden. Trotzdem mußte die rue du Calro schon geschlossen und die aus dem Pharaonenland herbeigeschleppten Thiere mußten versteigert werden; Kameele wurden für achtzig, egyptische Meißel für fünfundschwanzig Francs losgeschlagen und der ganze Troß der Jongleure, der Bauchtänzerinnen und Schlangenschwörer muß nun auf anderen Schauplätzen die Lockkraft seiner Künste ausprobiren. Das hübsche Theater der Voie Fuller und das Panorama Marchand, die Lieblingsstätte der Nationalisten, sind dem Konkurs verfallen. Und diese Liste wäre leicht zu verlängern. Alle Erwartungen sind eigentlich nur im Kongreßpalast erfüllt worden, wo bis zum zwanzigsten August 126 Kongresse tagten; außerdem tagten noch ungefähr achtzig andere zur selben Zeit in anderen Räumen. Harmlos, allzu harmlos war der Medizinkongreß, an dem fünftausend Mediziner aller Länder sich beteiligten und dessen Massenaufgebot Herrn Doubet solchen Schrecken einjagte, daß er, trotz seiner Zusage, der Eröffnung fern blieb. Weniger harmlos war der Congrès Libertaino; da wurde, unmittelbar nach dem Attentat von Monza, in fünf Sprachen ein Aufruf verbreitet, in dem man Sätze wie diese lesen konnte: „Auf den ersten Ruf: ‚Zu den Waffen!‘ muß das Proletariat als Rächer gegen seine Ausbeuter aufstehen. Ihr wollt Blut, Tyrannen? Gut. Eurea werden wir vergießen, für die Befreiung aller Lohnsklaven, für die Freiheit aller in dem sozialen Bagno dieser Welt Gemarkerten!“ Und so weiter. Offenbar wollten die Herren Millerand und Waldeck-Rousseau, die von den ernsthaften Sozialisten jetzt mit äußerster Verachtung behandelt werden, durch die Duldung dieses blutrünstigen Blödsinns zeigen, daß sie noch immer Anspruch auf den Ruhm haben, Hüter der Freiheit zu sein. Leider steigen dadurch die Einnahmen der Pariser nicht. Jetzt sollen unter dem Patronat der ersten Architekten und der berühmtesten Künstler Wanderausstellungen veranstaltet werden, die vielleicht — so hofft man — die von den Kriegsjahren ziemlich befreiten Briten endlich über den Canal locken. Diese Feste werden sicher höchst sehenswerth sein, sehenswerther, als irgend eine andere Stadt der Welt sie bieten könnte; aber die tagenjämmerliche Stimmung werden auch sie schwerlich verschonen. Schlimmer noch als die unter Erwarten geringe Zahl hat die Qualität der Besucher gewirkt. Man hatte auf ganze Schaaren reicher Leute gehofft, die in den Hotels, im Potit Paillard, bei den großen Schneidern und den Zu-

welkern der rue de la paix Unsummen ausgeben würden, und nun haben die schnell und billig abzusüttenden Gäste der Firmen Stangen und Kiesel die Mehrheit gebildet. Dem holden Traum ist ein leidiges Erwachen gefolgt und es ist sehr möglich, daß die mit so überschwänglichen Hoffnungen Jahre lang herbeigesehnte Weltausstellung wirklich, wie in Paris jetzt allgemein zu hören und zu lesen ist, wenigstens in Frankreich die letzte sein wird. So viel Geld haben die Franzosen freilich trotz Alledem eingenommen, daß sie Herrn Witte eine neue Anleihe spendiren können. Warum auch nicht? Sie haben an Rußland bisher immer noch gut verdient.



Herr Karl Jentsch schickt die drei folgenden Notizen:

I. „Daß in dem früheren Pfarrer Raumann der Politiker den Pfarrer vollständig aufgefressen hat, haben schon Viele hervorgehoben, darunter ich selbst in einer kurzen Anzeige seiner Schrift; in letzter Zeit aber hat er es sogar seinen Rationalsozialen zu bunt gemacht. Er rechtfertigt das Pardonverbot des Kaisers mit dem kühlen Sage: ‚Was sollen wir machen, wenn es 50 000 Chinesen einfällt, sich uns zu ergeben?‘ Verpflegen geht nicht, also —! Was soll man machen, wenn man einen Zug von 50 000 Raupen trifft? Man führt eine Walze darüber und zerquetscht sie. Das ist ein etelhaftes Geschäft, aber es geht nicht anders. Und zur Vertheidigung dieser seiner Schneidigkeit wagt er eine Aeußerung, die selbst dem ‚Vorwärts‘ blasphemisch scheint: man könne nicht wissen, wie Jesus gesprochen haben würde, wenn er nicht in einer befriedeten, sondern in einer kampfesfüllten Welt gelebt hätte. Der Redakteur der ‚Hilfe‘ aber sucht seinen Meister mit der Belehrung herauszureißen, die Politik sei ihm ein selbständiges, von Religion und Moral unabhängiges Lebensgebiet geworden, die Religion behalte dabei ihre Rolle als Seelentrost und Erziehungsmacht; damit sei er zu einer doppelten Buchführung gelangt. Nein, Herr Raumann, so geht es wirklich nicht! Es ist wahr: der Mensch, gar der moderne Kulturmensch ist ein sehr komplizirtes Wesen, in dessen Gemüth sich Gott und Teufel, Katholisches und Protestantisches, Jüdisches, Heidnisches und Christliches, Altes und Neues, Fleisch und Geist und noch viele andere Gegenjäge bald verflechten und amalgamiren, bald bekämpfen. Aber das Amalgamiren setzt Respektlosigkeit voraus und im Kampf trägt der eine Gegner zuletzt über den anderen den Sieg davon. Ein frisch und fröhlich geführter Unterjochungs- oder Ausrottungskrieg macht das Gemüth roh, und wenn man die Buben für einen solchen erziehen will, darf man das Neue Testament nicht unter den Schulbüchern dulden, muß man sie statt der Kirchenlieder Langwechtlieber singen lassen. Freilich bestehen die zwei von einander unabhängigen Lebensgebiete neben einander, aber ihre Vertreter sind verschiedene Personen. Die politisirenden Kämpen des Staates und der Kirche sind keine Christen und die Christen sind keine Politiker. Das offizielle Christenthum ist überhaupt kein Christenthum, sondern Staat und Kirche leisten nur, bei allen Schädigungen, die sie dem Christenthum zufügen, diesem den Dienst, das Röhrenwerk, Schrift, Unterricht, Erbauungsmittel, im Stande zu halten, das die Jahrhunderte hindurch den Geist des Christenthums den Völkern zugeführt hat, also auch den wenigen Einzelnen, die diesen Geist zu fassen vermögen. Wie vollständig in diesem Punkte unseren Kirchenleuten der Wirklichkeitssinn verloren gegangen ist, beweist auch die alte, aber immer wieder neue Debatte über die wirtschaftliche und wissenschaftliche Inferiorität der Katholiken. Was

müßten Diese sagen, wenn es ihnen mit ihrem Christenthum Ernst wäre? Sie müßten sagen: Wir geben unsere Inferiorität zu, aber wir sind stolz darauf. Denn dadurch beweisen wir, daß wir, trotz unserer unevangelischen Papstkönigen, gefürsteten Bischöfen und reichen Abteien, doch im Großen und Ganzen dem Jesus näher stehen, der gesagt hat: Niemand kann zweien Herren dienen, denn entweder wird er den Einen hassen und den Anderen lieben oder er wird sich den Einen gefallen lassen und den Anderen verachten; Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Sorget also nicht für Euer Leben, was Ihr essen werdet! Erhet die Vögel des Himmels an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern u. s. w. Und hat nicht der große Apostel dieses Jesus verkündet, daß die Weisheit dieser Welt Thorheit vor Gott sei und umgekehrt und die Korinther daran erinnert, daß Gott nicht die Weisen nach dem Fleisch, die Mächtigen und die Vornehmen für seine Gemeinde ausgewählt habe? Statt so zu sprechen, suchen die Katholiken ihre Inferiorität aus äußeren Umständen zu erklären und strengen sich an, es den Protestanten gleich zu thun. Noch ärger ist es von Diesen gehandelt — nicht, daß sie sich ihrer Ueberlegenheit in weltlichen Dingen rühmen, dazu haben sie das Recht, sondern —, daß sie sich anstellen, als glaubten sie, damit den Besitz des lauterer Evangeliums beweisen zu können. Das Evangelium als Instrument, reich zu werden! Großartig! Und dabei verbreiten sie massenhaft Bibeln! Ja, glauben sie denn, die Leute seien so einfältig, daß sie den Widerspruch nicht merken? Da handelt die katholische Kirche doch noch klüger; sie läßt das Heilige Buch in der Kirche mit Weihrauch und Kniebeugung verehren, theilt aber von seinem Inhalt den Völkern nur so viel mit, wie ihr paßt, was freilich unter den heutigen Umständen auch schon zu viel ist. Ich selbst, obwohl ich es noch nicht zu naumannischer Schneidigkeit und Herzenskühle gebracht habe, gehöre zu Denen, die lieber viel als wenig Geld verdienen, nenne mich aber auch nicht einen Christen, sondern nur einen Freund des Christenthums, — und Das nicht einmal in dem Sinne, wie sich Sokrates einen Freund der Weisheit genannt hat. Denn Der strebte doch nach der Weisheit, die nicht zu besitzen er sich bewußt war, ich aber bekenne offen, daß mir bei aller Bewunderung des christlichen Heroismus die Kraft dafür fehlt, ich mich daher nicht für berufen halte. Der völlige Verzicht auf die Welt nach 1. Johannis 2, 15 bis 17 ist es doch wohl, was den Christen macht; cucullus, salbungvolles Gerede, non facit monachum.“



II. „Oft habe ich mit der gebührenden Entrüstung der Fälle gedacht, wo anständige Frauen und Mädchen auf die Denunziation eines schlechten Kerls oder auf den Verdacht eines Beamten hin in ein Polizeilokal geschleppt und dort körperlich untersucht worden sind; ich habe besonders hervorgehoben, daß durch eine solche Untersuchung Alles ermittelt werden könne, nur aber gerade Das nicht, was den Beamten das Recht geben würde, die Personen zu sistiren. Ein in Ragdeburg wohnender Vetter meiner Schriften schickt mir nun ein Blatt des dortigen Generalanzeigers, worin gesagt wird: Die Untersuchung in der Nordaffaire in Romig läßt keinen Zweifel mehr darüber, daß der Ermordete, Gymnasiast Winter, geschlechtlichen Verkehr unterhielt. Das eine Mädchen, namens Caspari, ist durch den verhafteten Präparanden Speisiger direkt des intimen Umgangs mit Winter bezichtigt. Die ärztliche Untersuchung lehnte das Mädchen entschieden ab. Eine gewisse Tuchler, die gleichfalls in der Affaire

genannt wird, will sich untersuchen lassen.' Was könnte denn nun durch eine solche Untersuchung ermittelt werden? Wird das Mädchen intakt befunden, so ist damit doch nicht bewiesen, daß Winter nie in ihrer Wohnung gewesen sei und daß, wenn man in dieser Wohnung Spuren des Mörders entdecken zu können glaubt, die Nachforschungen eingestellt werden müßten. Ist sie aber nicht mehr Jungfrau, so folgt daraus nicht, daß es Winter war, der sie deslorirt hat, und selbst wenn Das durch die körperliche Untersuchung ermittelt werden könnte — man denke sich, wie ein Nabelais dieses lächerliche ‚wenn‘ beleuchten würde! — : was wäre damit für die Entdeckung des Mörders gewonnen? Sollte die Nachricht falsch sein, so würde die koniger Polizei gut thun, sie zu dementiren; ist sie aber richtig, dann wäre es im Interesse des Ansehens der Polizei wünschenswerth, wenn uns Valen, die wir uns über diesen Untersuchungsgeifer allerlei Gedanken machen, endlich einmal gesagt würde, zu welchem Zweck eigentlich solche Untersuchungen vorgenommen werden."

* * *

III. „Ueber die Waschzettelforschung der ledernen Verehrer des nichts weniger als ledernen Dichters der Römischen Elegie ist genug gespottet worden. Da wird es denn den ‚echten Götterdöhnen‘ erfreulich sein, zu vernehmen, daß Einer von ihnen einen ganz neuen Weg der Forschung eingeschlagen hat, der mitten in den thüringer Wald und in das volle, warme Menschenleben hineinführt. Ernst Johann Groth erzählt uns, wie er in Stäckerbach den Spuren des jugendlichen Goethe und seines fürstlichen Freundes nachgegangen ist und nicht allein Zeugen, sondern lebendige Früchte der Schaffenslust des erlauchten Paares gefunden hat, und seine Erzählung riecht so wenig nach Archtomoder und so stark nach Waldesluft und Bauernmüdelbust wie seine Helben selbst. Sollte etwa ein Leser das Gesichtchen für einen literarischen Scherz halten, so würde er irren; er hat ein Ergebnis ernsthafter Forschung in scherzhafter Form vor sich. Daß dem ‚Goetheforscher‘ einige andere hübsche Geschichten vorangehen, darunter solche, die das preußische Soldatenleben von seiner gemüthlichsten Seite darstellen, werden die Goetheforscher älteren Stils hoffentlich nicht für eine Beleidigung ihres Heros erklären. Das bei Brunow in Leipzig erschienene nette Blüchlein führt den Titel ‚Die drei Kanoniere und andere Geschichten‘ und kann den Freunden eines gesunden und harmlosen Humors empfohlen werden."

* * *

Zwischen Rumänien und Bulgarien ist ein Konflikt entstanden, von dessen Wesen und Bedeutung aus den — seit dem Tode des ehlen Stambulow meist unfreundlich gegen Bulgarien gestimmten — Zeitungen keine klare Vorstellung zu gewinnen war. Ein Kenner der Balkanzustände schreibt mir nun: „Die Bulgaren sind das bravste und tüchtigste Volk auf dem Balkan, ein ehliches, fleißiges Bauernvolk, das seine Ruhe zur Arbeit haben will. Auch in Mazedonien sind die Bulgaren das tüchtigste Element in diesem Völkergewimmel. Natürlich haben die Leute nationale und kirchliche Empfindungen für den bulgarischen Staat und verschiedene beschäftigungslose oder ehrgeizige Leute benutzen diese Stimmung, um Rationalismus zu treiben, Verschwoerer zu spielen, Einfluß zu gewinnen, im Träben zu fischen, — kurz, Etwas zu bedeuten, zu bekommen oder zu werden. Die mit solchen Plänen beschäftigten Komitees bestehen nicht aus den besten Elementen und sie sind für den Fürsten und

das schaffende Volk eher eine Quelle der Sorge und eine unangenehme Plage als eine Lust und Freude. Fürst Ferdinand ist ein tüchtiger Mann. Er kümmert sich um die Regierung und verwendet seine Civilliste nur für das Land; sein großes Vermögen gestattet ihm, seinen Aufwand für persönliche Bedürfnisse, Reisen u. s. w. aus eigenen Mitteln zu bestreiten. Er giebt viel auf militärische Uebungen, sorgt für wirtschaftlich-technische Fortschritte und Einrichtungen und ist in jeder Beziehung ein Staatsmann, wie er für Bulgarien paßt. Leider sind die meisten einander abwechselnden Parteiführer und Liqnenbeherrscher nicht aus dem selben, sondern aus wurmstichigem Holze geschnitten; damit steht es aber beiden Bulgaren nicht schlechter als bei den Rumänen, Serben, Türken und Ungarn. Der Fürst hält sich an Bismarcks Vorschrift, der ihm 1892 in Bayern gesagt hat: 'Vergessen Sie nie, daß Rußland den bulgarischen Staat gegründet und viele Zehntausende seiner Söhne dafür geopfert hat; stellen Sie sich immer gut zu Rußland. Dieses Reich darf fordern, daß in Bulgarien nicht, wie unter Alexander und Stambulow, russenfeindlich regiert werde. Halten Sie sich auch mit dem Sultan gut; so lange Sie Vasall des Sultans sind, haben Sie Schutz gegen Serbien, Rumänien und Oesterreich.' Der Fürst handelte nach diesem Rezept und er und sein Land stehen sich nicht schlecht dabei. Das Land hat große Fortschritte gemacht. Ginge Alles, wie es der verständige Fürst haben will, so wäre Vieles besser. Ich halte ihn für einen viel rühmenswertheren Monarchen als den König Karol von Rumänien, dem diplomatische Geschicklichkeit nachgesagt wird. Sobald in Bulgarien oder von Bulgaren, wirklichen oder angeblichen, etwas Schlimmes unternommen wird — Räubereien, Mordthaten, Attentate — ist in Bukarest stets der Teufel los. In Sofia sitzt ein österreichischer Baron, der, wie allgemein geglaubt wird, als rumänischer Agent österreichische, ungarische und deutsche Zeitungen mit Heftartikeln bedient. Das Bureau Agence Roumaine in Bukarest treibt es noch ärger. Rumänische Regierungsblätter stellen in Wort und Bild den Fürsten Ferdinand als Straßenräuber und Mordmörder dar. Das geht jahraus, jahrein und die rumänische Regierung duldet alle diese Hebereien, weil sie dadurch im Innern vor der großrumänischen Partei Ruhe bekommt; diese Partei wählt auch in Ungarn, doch getraut man sich gegen Oesterreich-Ungarn nicht so zu hegen, zu schreien und zu wählen wie gegen Bulgarien. Der Professor, dessen Ermordung jetzt den Hauptanlaß zu dem rumänisch-bulgarischen Konflikt gab, war eine sehr üble Erscheinung, ein literarischer Ausrufer, der täglich, ohne je zu ermüden, die Bulgaren beschimpfte und gegen sie hegte. Es ist nicht allzu erstaunlich, daß er endlich das Opfer der Wuth der so lange Beleidigten wurde. Und dieses Menschen wegen wäre beinahe ein Balkankrieg entbrannt. Die Notizen, die nach Sofia gerichtet wurden, sollen im höchsten Grade unhöflich gewesen sein. Zum Glück ist Fürst Ferdinand ein ruhiger Mann, der durch solche Geschichten nicht um das staatsmännische Gleichgewicht gebracht wird. Er hat einfach darauf hingewiesen, daß ähnliche Fälle auch in anderen Ländern schon oft vorgekommen sind und daß man dort über sie vor den zuständigen Gerichtshöfen, nicht aber auf blutigem Schlachtfeld verhandelt hat."

* * *

Ein besonders durch die Verschiedenheit der Tonart interessirender Depeschenwechsel ist spät erst bekannt geworden. Am ersten August telegraphirte der Deutsche Kaiser aus Homburg an den Präsidenten der Vereinigten Staaten: „Ich empfangen mit Vergnügen die Entscheidung der Vereinigten Staaten, daß amerikanische und

deutsche Soldaten zusammen für die gemeinsame Sache der Civilisation unter einem Oberbefehl kämpfen sollen. Das tapfere Heer Ihres Landes, das erst kürzlich so viele kriegerische Eigenschaften mit Europa vereint gezeigt hat, wird unwiderstehlich sein. Feldmarschall Graf Waldersee, der die Ehre haben wird, Ihre Truppen zu führen, ist kein Fremder in Amerika. Seine Gemahlin ist eine geborene Amerikanerin. Ich bitte Eure Excellenz, meinen herzlichsten Dank für das Vertrauen der Vereinigten Staaten bezüglich des Oberkommandos des Grafen Waldersee in Empfang zu nehmen. Wilhelm II.“ Der Präsident Mac Kinley sandte aus Washington die folgende Antwort: „Ich bin in der glücklichen Lage, Eurer Majestät gütige Botschaft, betreffend die Wahl des Grafen Waldersee, in Händen zu haben, und setze, wie Eure Majestät, in unseren gemeinsamen Anstrengungen, eine allgemeine Pflicht der Menschlichkeit zu erfüllen, eine neue Anerkennung der freundlichen Beziehungen und gleichen Interessen, die zwischen diesem Lande und Deutschland bestehen. William Mac Kinley.“ In Washington scheint es früh Herbst geworden zu sein.

* * *

Was in den Zeitungen steht:

I. „Ein Augen- und Ohrenzeuge theilt über den deutschen Kronprinzen Folgendes aus dem Brigade-Nandoverterrain mit: Als der Kronprinz an einem der letzten heißen Tage mit seinem Zuge ein Wäldchen besetzt hielt, lehnte er einen erfrischenden Trunk, den ihm einer der Compagnieoffiziere anbot, mit den Worten ab: ‚Ich führe noch eine halbe Flasche Wein bei mir, die ich jedoch für meine Leute aufheben will, falls ihnen auf dem beschwerlichen Marsche Etwas passiert.‘ Nach Beendigung des Befechts bestieg der Kronprinz das Pferd seines Hauptmanns und galoppierte nach Schlunkendorf, um selbst dafür Sorge zu tragen, daß die abmarschirenden erschöpften Garbisten durch Wasser erquickt würden. Dabei fiel des Kronprinzen Kuge auf ein Faß mit Trinkwasser, das in der sengenden Sonne stand. Sofort sprang er ab und wälzte selbst, unterstützt von einem Offizier, das Faß mit dem erquickenden Naß in den Schatten eines Baumes. Bei den Truppen machen derartige Züge von Wohlwollen einen sympathischen Eindruck.“

II. „Apollo-Theater. Zu Gunsten der Verwundeten unseres Expeditionscorps veranstaltet die Direktion des Apollo-Theaters in liebenswürdigster Weise, getragen von patriotischen Gefühlen, eine Extra Gala-Vorstellung, deren Ertrag an die Kasse des Hilfskomitees abgeliefert wird. Das Hilfskomitee bittet daher aus Liebe zur Sache um recht regen Besuch, damit die Direktion des Apollo-Theaters sieht, daß ihre patriotischen Absichten den gebührenden Anklang finden.“ Das Apollo-Theater, dessen Direktion von so patriotischen Absichten befeelt ist, könnte ein Wibhold den wichtigsten Angelpunkt der berliner Prostituirten mittleren Ranges nennen.

* * *

Unter dem Titel „Die Weite Welt“ ist der „Wocher“ eine Konkurrenz erschienen. Da sämtliche „entzündende Heime“ bereits photographirt sind und neue aufnahmefähige Staatsmänner schwer zu entdecken sein werden, ist die Hoffnung der berliner Toxameterkusscher auf ein seitengroßes Gruppenbild nicht ganz unberechtigt.